

Bent Gebert

Mythos als Wissensform

spectrum
Literaturwissenschaft/
spectrum Literature



Komparatistische Studien/Comparative Studies

Herausgegeben von
Moritz Baßler, Werner Frick,
Monika Schmitz-Emans

Wissenschaftlicher Beirat/Editorial Board

Sam-Huan Ahn, Peter-André Alt, Aleida Assmann, Francis Claudon,
Marcus Deufert, Wolfgang Matzat, Fritz Paul, Terence James Reed,
Herta Schmid, Simone Winko, Bernhard Zimmermann,
Theodore Ziolkowski

Band 35

Bent Gebert

Mythos als Wissensform

Epistemik und Poetik des *Trojanerkriegs*
Konrads von Würzburg

DE GRUYTER

Gedruckt mit Unterstützung durch die Wissenschaftliche Gesellschaft Freiburg im Breisgau

Diss. Freiburg i.Br.

ISBN 978-3-11-029931-1

e-ISBN 978-3-11-029959-5

ISSN 1860-210X

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2013 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Druck: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen

☉ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

www.degruyter.com

Vorwort

Die vorliegende Arbeit wurde im Wintersemester 2011 von der Philologischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau als Dissertation angenommen. Für den Druck wurde sie überarbeitet.

Besonders herzlich danken möchte ich Burkhard Hasebrink für ermutigenden Zuspruch, inspirierende Kritik und hingebungsvolle Aufmerksamkeit, mit der er mein Projekt in allen Phasen förderte. Mein besonderer Dank gilt außerdem Thomas Klinkert als zweitem Betreuer für Gespräche und wesentliche Hinweise insbesondere zu systemtheoretischen Aspekten. Peter Philipp Riedl danke ich für die Übernahme des dritten Gutachtens. Da die Arbeit den *Trojanerkrieg* Konrads von Würzburg im Rahmen vergleichender Wissensforschung untersucht, bin ich den Herausgebern für die Aufnahme in die komparatistische Reihe *spectrum Literaturwissenschaft* zu großem Dank verpflichtet.

Der wissenschaftlich heikle Status mittelalterlicher Mythographie erregte meine Neugier erstmals im Rahmen einer Arbeitsgruppe zum Thema „Mythos und Mythostheorie“, zu der die Studienstiftung des deutschen Volkes als Teil ihres ersten geisteswissenschaftlichen Kollegs eingeladen hatte. Christoph Jamme und Stefan Matuschek als Leitern der Arbeitsgruppe gilt mein besonderer Dank für diese fruchtbare Keimzelle, Uwe Mayer seitdem für engste Zusammenarbeit.

Vielfältige Anregungen zum Verhältnis von Literatur und Wissen verdanke ich den Fellows und Gästen des Freiburg Institute for Advanced Studies. Danken möchte ich zudem Hans Ulrich Gumbrecht für die Einladung zu einem Forschungsaufenthalt am Department of Comparative Literature der Stanford University. Der Wissenschaftlichen Gesellschaft Freiburg im Breisgau bin ich für die Förderung dieses Forschungsaufenthaltes ebenso wie für großzügige Beihilfe zu den Druckkosten dankbar. Meinen Eltern danke ich für ihre beständige Unterstützung.

Der umfangreiche Text verlangte umfangreiche Korrekturen: Nadine Krolla, Ramona Raab und Vera Auer haben mir tatkräftig geholfen, so viele Fehler wie möglich aufzuspüren – ihnen gilt mein herzlicher Dank. Gleichwohl bleibt die Arbeit mit ihrem Anliegen, abstrakte Theoriebildung und konkrete Textanalyse fortlaufend aneinander zu entwickeln, bis zuletzt ein Versuch. Er wurde und wird unablässig bewegt von Gesprächen mit Eva, der ich diesen Versuch widme.

Konstanz, im Juni 2013

Bent Gebert

Inhalt

Vorwort — V

Erster Teil: **Theoretische Annäherungen — 1**

I Einleitung — 3

- 1 Mythographie. Zur Archäologie einer prekären Textsorte — **3**
- 2 Mythographische Poetik und die Evolution von Wissensordnungen.
Der *Trojanerkrieg* Konrads von Würzburg als Modellfall — **9**
- 3 Leitfragen, Prämissen und Vorgehen der Untersuchung — **16**

II Theoretische Vorüberlegungen zur Epistemik und Poetik von Mythographie — 21

- 1 Was weiß Literatur? Ansätze, Perspektiven und Probleme
der Theoriebildung — **21**
- 1.1 Wissen *in* Literatur — **27**
- 1.2 Wissen *und* Literatur — **34**
- 1.3 Wissen *oder* Literatur — **38**
- 1.4 Irritationspunkte in der Diskursgeschichte des Wissens — **43**
- 1.5 Anforderungen an ein Analysemodell — **55**
- 1.6 Wissen als Invisibilisierung. Vorschlag zu einem Design — **57**
- 1.7 Leitbegriffe der Studien — **65**
- 1.8 Zusammenfassung: Wissen und literarische Kommunikation — **68**
- 2 Mythos und Wissen — **69**
- 2.1 Mythos. Zur Unschärfe einer kulturwissenschaftlichen
Analysevokabel — **69**
- 2.2 Mythoskonzepte der Mediävistik — **72**
- 2.3 Heuristische Zugänge zu Mythosdiskursen — **79**
- 2.4 Mythos in Wissensordnungen – Mythos als Wissbares. Ein Diskurs
in der Spannung von Fremdreferenz und Selbstreferenz — **80**
- 2.5 Der Trojanische Krieg zwischen Historiographie und
Mythologisierung — **100**
- 2.6 Zusammenfassung: Mittelalterliche Mythographie zwischen Wis-
sensordnungen und Wissbarkeit — **102**

Zweiter Teil: **Untersuchung des *Trojanerkriegs* Konrads von Würzburg — 105**

III Paradoxien — 109

- 1 Schwebende Referenz. Das Urteil des Paris und das Erzählen mit
euhemeristischen Paradoxien — **109**

- 2 Dispersion. Paradoxien mythographischer Kommunikation — **134**
- 3 *bîschaft*. Von der Erfüllung der Zeichen zum Erzählen mit erfüllten Zeichen — **155**
 - 3.1 Sinnstrukturen vor Ausbruch des zweiten Trojanischen Kriegs — **163**
 - 3.1.1 Träumen und Traumdeutung — **163**
 - 3.1.2 Der Apfel der Discordia. Zur Evidenz und Polysemie des Schriftmodells — **176**
 - 3.1.3 Voraussagen, Prophezeiungen, Kryptoskopie — **189**
 - 3.1.4 Genealogien der Rache — **210**
 - 3.1.5 Helena (I): Erotik, Politik und Ästhetik einer Anziehungform — **217**
- 4 Zusammenfassung: Paradoxien des *Trojanerkriegs* — **224**

- IV Selbstreferenz / Fremdreferenz — 229**
 - 1 Der Trojanische Krieg als multisensorisches Wahrnehmungsereignis. Erzählformen der Selbstreferenz — **232**
 - 1.1 Präsentifikationen — **232**
 - 1.1.1 Vorspiele der Präsenz. Zur ersten Zerstörung Trojas (Tr 11378 – 13397) — **237**
 - 1.1.1.1 Rüstungsbeschreibungen — **243**
 - 1.1.1.2 Semantik des Blutes — **249**
 - 1.1.1.3 Synästhesien — **253**
 - 1.1.1.4 Intradiegetische Wahrnehmungslenkung — **257**
 - 1.1.1.5 Intensivierung innerer und äußerer Dynamik — **258**
 - 1.1.1.6 *dilatatio* und *abbreviatio* — **259**
 - 1.1.1.7 Artificiale und naturale Metaphern — **261**
 - 1.1.1.8 Zirkulations- und Austauschprozesse — **264**
 - 1.1.1.10 Wilde Metaphern — **265**
 - 1.1.1.11 Helena (II) und das Rauschen der Wahrnehmung — **270**
 - 1.1.1.12 Kompositionsverfahren: Aufritte – *entrelacements* – Gesamtschauen — **275**
 - 1.1.1.13 Fokalisierungsverfahren: Zooming und panoramatisches Erzählen — **280**
 - 1.1.1.14 Performativität der erzählten Rede: Redeformen und Redesituationen — **289**
 - 1.1.1.15 Performativität der Erzählerrede: Formularisierungen und Erzählmodule — **300**
 - 1.2 Zusammenfassung: Selbstreferentialisierung — **314**

- 2 Diskursivierung. Implizite Verarbeitungsformen von Fremdreferenz — **320**
- 2.1 *vriuntschaft*. Zum Interdiskurs personaler Nahbeziehung im *Trojanerkrieg* — **324**
- 2.1.1 Intimisierung der Rede. Das Prologprogramm als Kommunikationsmodell der Nähe — **328**
- 2.1.2 Gefährliche Rückläufe. Die Jugendgeschichte des Paris oder die Rekursivität der *vriuntschaft* — **334**
- 2.1.3 Untreue Männer, zerstörerische Frauen. Nahbeziehungen als Fusionskerne — **340**
- 2.1.4 Intimräume der *list*: Jason und Medea — **343**
- 2.1.5 Kampfbegegnungen der *vriuntschaft* — **372**
- 2.1.6 Freundschaft als Passion. Entgrenzte und begrenzte Formen der *vriuntschaft* (Achill und Patroclus, Paris und Panfilôt) — **390**
- 2.2 Zusammenfassung: Diskursivierung — **410**
- 3 Zusammenfassung: Referenzstrukturen des *Trojanerkriegs* — **413**

- V Invisibilisierung — 415**
- 1 Erzählverfahren — **418**
- 1.1 Einlagerungen. Metadiegesen und Erzählsituationen mehrfacher Ordnung — **418**
- 1.1.1 Verkleidete Selbstreferenz. Achill singt von Achill — **420**
- 1.1.2 Vom Wissensparadox zum Exempel. Das Argumentieren mit Mythen und das Verschwinden der Figuren im Erzählen — **428**
- 1.1.3 Hörensagen (*liumet*). Zur Invisibilisierung mit Flügeln — **435**
- 1.1.4 *Heros – philosophus – confessor*. Das Fortleben des Hercules und die Differenz des Erzählens — **440**
- 1.2 Dekomposition und Paradigmatisierung — **465**
- 1.3 Entfesselte Evidenz. Ekphrastisches Erzählen und das Verlöschen des Deskriptors — **472**
- 1.3.1 Exkurs: Unendliches Erzählen. Deskription als Invisibilisierung der Textproduktion — **495**
- 2 Semantiken — **500**
- 2.1 Wildheit – Zorn – Passion. Semantiken der Naturalisierung — **504**
- 2.2 „ach got, daz ich ie schœne wart!“ Liebessemantik als Absorptionsmedium von Begründungskontingenz — **517**
- 3 Effekte des Erscheinens. Ostensives Erzählen und die Produktion von Unbeobachtbarkeit — **525**
- 4 Zusammenfassung: Sichtbarkeiten / Unsichtbarkeiten — **532**

X — Inhalt

VI Ergebnisse — 538

- 1 Der *Trojanerkrieg* als Wissenstextur — **538**
- 2 Der *Trojanerkrieg* als Mythographie — **544**
- 3 Kulturwissenschaftliche Wissensforschung und Mythographie — **547**

VII Anhang und Literaturverzeichnis — 549

- 1 Anhang (I): Handlungs- und Quellenübersicht zum *Trojanerkrieg* — **549**
- 2 Anhang (II): Formularisierung im *Trojanerkrieg* und in höfischer Epik — **552**
- 3 Abkürzungen — **559**
- 4 Textausgaben — **559**
- 5 Forschungsliteratur und Nachschlagewerke — **566**

VIII Index — 597



Erster Teil: **Theoretische Annäherungen**

I Einleitung

1 Mythographie. Zur Archäologie einer prekären Textsorte

Mythographien bilden seit der Antike eine Textsorte, deren Wissensstatus als prekär gilt. Grund hierfür ist ihr breites Spektrum von fikionalisierenden und faktualisierenden Verfahren, deren Referenz zwischen vielfältigen Bezugsrichtungen changiert. Welche Gegenstände Mythographien repräsentieren und mittels welcher Darstellungsverfahren, findet in ihrer Gattungsgeschichte gegensätzliche Varianten. So können Mythographien beispielsweise als Florilegien antiker Dichtung und ihrer Auslegung explizit an literarische Kanonisierungs- und Tradierungsprozesse angeschlossen sein. In dieser Weise beschließt etwa Natale Conti seine *Mythologiae* (1567) mit einem „Index nominum et locorum variorum scriptorum“,¹ der mit detaillierten Stellennachweisen zu 283 Autoren antiker und mittelalterlicher Texte die mythographische Arbeit als Quellenorganisation ausweist. Entsprechend durchsetzt Conti auch die Einzelartikel mit Quellenverweisen und Zitaten, wie etwa sein Eintrag zum Parisurteil als Anlass des Trojanischen Kriegs belegt:

Scripsit Str. lib. 13. in Antandro, cui mons vocatus Alexandria imminet, Deas illas à Paride fuisse iudicatas, cum in Ida monte id accidisse scribat Ouid. etiam in his;

Cum Venus, & Iuno, Pallasq; in montibus Idæ,
Corpora iudicio supposuere meo.

Aiunt hunc ingentibus donis fuisse à Deabus omnibus sollicitatū: quippe cū Iuno Asiæ Europæq; imperium illi promitteret, Pallas se omnibus græcis sapientio rem facturam pollicetur, at Venus mulierum omnium pulcherimam se illi concessuram diceret, si sibi victoriam de forma adiudicasset; quā rem ita attigit Ouid. in epist. Paridis;

Tantaq; vincendi cura est; ingentibus ardent
Iudicium donis sollicitare meum.
Regna Iouis coniu x, virtutem filia iactat.

Atq; caetera, quae in eadem epist. scribuntur in eam sententiam, multa sunt[.]²

Strabon schrieb im 13. Buch [der *Geographika*], dass in Antandros, in der Nähe des Berges namens Alexandria, Paris über jene Göttinnen urteilte, während Ovid schrieb, dies sei am Berg Ida geschehen. Auch schreibt er [in seinen *Heroides*]:

Als Venus, Juno und Pallas auf den Hügeln des Ida
sich meinem Urteil unterwarfen.

¹ Comes, Natalis: *Mythologiae, sive explicationum fabularum libri decem*. Reprint of the edition Venice 1567. New York 1976, S. 309–315.

² Comes: *Mythologiae*, S. 199, 1,37–2,2 (6,23; „De Paride“).

Sie sagen, dieser sei von gewaltigen Geschenken seitens eben dieser Göttinnen verführt worden: Denn Juno habe ihm die Herrschaft über Asien und Europa in Aussicht gestellt, Pallas habe versprochen, ihn weiser als alle Griechen zu machen, doch Venus habe ihm gesagt, sie werde ihm die schönste aller Frauen zu eigen geben, wenn er ihr den Sieg in der Schönheit zugesprochen habe. Dieses Thema sprach Ovid im Brief des Paris mit diesen Worten an:

Und ihr Wunsch zu siegen war stark; sie brannten vor Eifer,
mein Urteil mit Geschenken zu beeinflussen.
Die Gattin Iupiters bot Macht, seine Tochter kriegerischen Ruhm.

Und es gibt noch vieles Weitere, was im selben Brief zu diesem Urteil geschrieben steht.³

Intertextuelle Zitatechnik und indirekte Mythenreferate kennzeichnen Contis *Mythologiae* durchgängig. Ihre Verfahren sind repräsentativ für die Extremform der „Außenindexikalität“ von Wissen,⁴ die Mythoshandbücher vom antiken Hellenismus über das Mittelalter und die Frühe Neuzeit bis zur Gegenwart prägt.⁵ In lexikographischer Artikelform können Mythographien Gegenstände abbilden, indem externe Wissensbezüge ausgestellt werden; Mythographie vermag in solchen Fällen Wissen zu repräsentieren, zu abstrahieren und zu kommentieren – Mythen selbst und deren Wissen bietet sie hingegen nicht. So zumindest ließe sich eine seit den Renaissanceforschungen des Warburg-Kreises⁶ prominent gewor-

3 Sämtliche Übersetzungen fremdsprachlicher Zitate stammen – sofern nicht anders vermerkt – vom Verfasser.

4 Zur Unterscheidung „zweifache[r] Indexikalität des Wissens“ in Bezug auf die erzählte Welt („Binnenindexikalität“) und die Welt des Erzählens („Außenindexikalität“) vgl. Friedlein, Roger: „Indexikalisierung von Wissensinszenierungen in der Renaissance-Epik Portugals (Luís de Camões: *Os Lusíadas* und Jerónimo Corte-Real: *Naufração de Sepúlveda*)“. In: *Dynamiken des Wissens*. Hg. v. Klaus W. Hempfer u. Anita Traninger. Freiburg i.Br. 2007, S. 187–217, insbes. S. 187–190. Im Anschluss an die linguistische Beschreibung indexikalischer Ausdrücke durch Karl Bühler und ihre sprachphilosophische Aufnahme wird Indexikalisierung in der Textlinguistik als „Bezeichnung der grundsätzlichen Kontextgebundenheit jeglichen Wissens“ verwendet; vgl. zum Diskussionsstand Hempfer, Klaus W. u. Anita Traninger: „Einführung“. In: *Dynamiken des Wissens*. Hg. v. Klaus W. Hempfer u. Anita Traninger. Freiburg i.Br. 2007, S. 7–21, hier S. 12.

5 Zur lexikographischen Tradition der Mythographie vgl. grundlegend Sez nec, Jean: *Das Fortleben der antiken Götter. Die mythologische Tradition im Humanismus und in der Kunst der Renaissance*. München 1990, S. 95–112 und S. 163–193; Häussler, Reinhard: „Grundzüge antiker Mythographie“. In: *Mythographie der frühen Neuzeit. Ihre Anwendung in den Künsten*. Hg. v. Walther Killy. Wiesbaden 1984, S. 1–23; Heidmann Vischer, Ute: „Mythologie“. In: *Realllexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Hg. v. Georg Braungart [u.a.]. Bd. 2. Berlin, New York 2007, S. 660–664, insbes. S. 661–663.

6 Vgl. z.B. Sez nec: *Fortleben der antiken Götter*, S. 4; Panofsky, Erwin: *Die Renaissance der europäischen Kunst*. Frankfurt a.M. 1990, S. 212 und passim.

dene Gattungsvorstellung paraphrasieren, die *Mythographie* von Mythen bzw. *Mythologie* unterscheidet, indem sie die Trennbarkeit von primärer Gestaltung und sekundärer Beschreibung,⁷ von „narrative[r] Überlieferung aus einer vorschriftlichen Epoche“ und deren „Aufzeichnung“⁸ oder von mündlichen Ritualstufen und deren späterer Literarisierung voraussetzt.⁹

Doch beschränkt sich *Mythographie* weder auf sekundäre Formen einer Literatur über Literatur noch auf externe Indexikalisierung ihrer Wissensbestände. Denn seit der Antike, spätestens seit der *Bibliothèque* des Pseudo-Apollodor (2. Jh. v. Chr.) gehört zum Schreiben über Mythos auch die Möglichkeit, Götter- und Heroenerzählungen, Bilder und Namen aus spezifischen Autorschaften, Werken und Erzählkontexten auszulösen und neu zusammenzustellen. Obgleich auch Ps.-Apollodors *Bibliothèque* konkrete Texte und Autoren beerbt – allen voran Hesiod, Homer und deren Kommentartraditionen –, tilgt die Sammlung offene Anbindungen an ihre Prätexte. Sämtliche Schichten der auslegenden Deutung, welche die kritische Auseinandersetzung mit Mythen in der antiken Literatur und Philosophie aufgeworfen hatte,¹⁰ werden abgestreift und durch „rein ‚narrativ[e]‘ Präsentation“ von Geschichten ersetzt.¹¹ Dass Ps.-Apollodors *Mythographie* sich dadurch referentiell stärker als Contis *Mythologiae* schließt, kann wiederum die Erzählung des Parisurteils illustrieren:

Wegen eines von diesen Gründen also wirft Eris einen Apfel «als Preis» um die Schönheit unter Hera und Athena und Aphrodite, und Zeus befiehlt Hermes, sie in den Ida zu Alexandros [= Paris] zu führen, damit sie von jenem beurteilt würden. Die aber erboten sich, Alexandros Gaben zu geben. Hera nun behauptete, sie werde, wenn ihr der Vorzug im Urteil zugestanden

7 So z. B. Chance, Jane: „The origins and development of medieval mythography from Homer to Dante“. In: *Mapping the Cosmos*. Hg. v. Jane Chance u. Raymond Wells. Houston 1985, S. 35–64, hier S. 37: „Mythography differs from mythology chiefly in its form: mythology is a unified system of myth, often in narrative form, whereas mythography is an explanation and rationalization of one or more myths, often in didactic form.“ Ähnlich formulieren auch Smith, R. Scott u. Stephen M. Trzaskoma: „General introduction: what is mythography?“. In: *Apollodorus' Library and Hyginus' Fabulae. Two handbooks of Greek mythology*. Hg. v. R. Scott Smith u. Stephen M. Trzaskoma. Indianapolis 2007, S. x–xxviii: *Mythographie* sei „writing about myth“ (S. x).

8 Heidmann Vischer: „Mythos“, S. 664; Heidmann Vischer: „Mythologie“, S. 660.

9 Vgl. Jamme, Christoph: „Gott an hat ein Gewand“. *Grenzen und Perspektiven philosophischer Mythos-Theorien der Gegenwart*. Frankfurt a.M. 1999, S. 207; zur Unterscheidung von *Mythischem*, *Mythos* und *Mythologie* als Symbolisierungsformen „jeweils verschiedene[r] Menschheitsepochen“ vgl. ebd., S. 175–224 (Zitat S. 175).

10 Vgl. zur antiken Mythoskritik die Überblicke von Brisson, Luc: *Einführung in die Philosophie des Mythos*. Bd. 1: *Antike, Mittelalter und Renaissance*. Darmstadt 2005, S. 5–38 und Powell, Barry B.: *Einführung in die klassische Mythologie*. Stuttgart 2009, S. 17–25.

11 Graevenitz, Gerhart von: *Mythos. Zur Geschichte einer Denkgewohnheit*. Stuttgart 1987, S. 46.

werde, das Königtum über alle geben, Athena den Sieg im Krieg, Aphrodite die Heirat mit Helena. Sobald er aber Aphrodite den Vorzug im Urteil zugestanden und Phereklos Schiffe gebaut hatte, segelte er nach Sparta [...].¹²

Mythographie stellt in diesem Fall die erzählinterne „Binnenindexikalität“¹³ ihres Wissens in den Vordergrund – bis zur Grenze lapidarer Verknappung. Wo Ps.-Apollodor dennoch auf Erzählvarianten oder anonyme Quellen zu sprechen kommt, führt er diese im Modus überpersonalen Allgemeinwissens an, die stets anonym bleiben.¹⁴ Implizit geht damit der Anspruch einher, nicht bloß auf Wissensbestände zu verweisen, sondern diese selbst darzubieten – ein Archivkonzept des narrativen Wissens, für das nicht zuletzt der Titelbegriff der Bibliothek steht. Auch solche Verfahren der Dekontextualisierung und Narrativierung von Mythen mit selbstreferentiellen Wissensansprüchen gehören von der Antike bis zur Gegenwart zu mythographischen Darstellungsmöglichkeiten.

Exemplarisch markieren Mythoshandbücher wie Contis *Mythologiae* und Erzählensammlungen wie Ps.-Apollodors *Bibliothèque* ein Spektrum, dessen Pole man als „*interpreting or analyzing myths*“ bzw. als „*retelling or paraphrasing myths*“ fassen könnte.¹⁵ Jedoch erscheint Mythographie als Textsorte vielfach prekär, wo dieses Spektrum weniger als trennscharfe Typologie entfaltet wird, sondern Mischformen produziert – in mythographischen Texten, die zwischen Repräsentation und Präsentation, Reflexion und Narration oder Fremd- und Selbstbezüglichkeit oszillieren. Ein einflussreiches Beispiel für derartige Verschiebungen bietet etwa Karl Kerényis *Mythologie der Griechen* (1951–1958), die Erzählen und philologischen Kommentar, tiefenpsychologische Deutung und Fingieren einer unmittelbaren Erzählsituation prismatisch ineinander übergehen lässt. Kerényis Vorwort ruft hierzu „eine künstlich hergestellte Situation, eine Fiktion“ des Nacherzählens auf, die ihren Rezipienten gleichwohl „in das mythologische Erzählen zurückzuversetzen“ sucht:

Es wird jetzt angenommen, daß wir auf unserer Insel einem ähnlichen Griechen begegnen, der uns die Mythologie seiner Vorfahren erzählt. Er weiß nicht mehr als das, was in der Literatur und durch die Denkmäler überliefert ist. Diese Überlieferung geht ihn aber persönlich an.¹⁶

¹² Apollodorus: *Bibliothèque. Götter- und Heldensagen*. Hg. u. übers. v. Paul Dräger. Düsseldorf, Zürich 2005, S. 260 f. (Epitome 3, S2).

¹³ Friedlein: „Indexikalisierung“, S. 188.

¹⁴ Vgl. Smith u. Trzaskoma: „Introduction to Apollodorus' *Bibliothèque*“, S. xxxvi.

¹⁵ Smith u. Trzaskoma: „General introduction“, S. xiv f.

¹⁶ Kerényi, Karl: *Die Mythologie der Griechen*. 16. Aufl. München 1994, Bd. 1, S. 10 f.

Obgleich Kerényis Mythographie also auf philologisch erschlossene Texte und historische Kontexte aufbaut, zielt ihre Imaginationsanweisung zugleich auf archaische Ursprünglichkeit und Zeitlosigkeit der nachfolgend erzählten Mythen. Wissensautorität beansprucht solches Wiedererzählen vor allem durch den Hinweis auf seine existential-hermeneutische Relevanz, die vom Modell-Erzähler auf den Rezipienten übertragen wird: „Diese Überlieferung geht ihn [...] persönlich an.“ Spannungen eines solchen Umstellungsprogramms bleiben keineswegs verborgen. Zwar scheint solche Mythographie einerseits weder interne noch externe Differenzen anzuerkennen: Kerényis Erzählungen suchen dem „ursprüngliche[n] Medium“ von Mythologie – „Ursprung und Schicksal der Menschheit“ – eine reibungslose Kohärenz zu verleihen, die „wie die Kapitel eines einzigen Erzählungswerkes vom Anfang bis zum Ende zu lesen“ sei.¹⁷ Andererseits erklärt Kerényi als Philologe, den „Urtexten womöglich wörtlich folgen“¹⁸ zu wollen, anstatt die Illusion einer „zeitlosen“ Erzählung zu befördern, und liefert dazu Quellennachweise im Anhang.¹⁹ Das Erzählen von Mythen zwischen gelehrten Fremdverweisen und narrativer Selbstbezüglichkeit wird offenkundig paradox, wenn Kerényi den Parismythos wiedererzählt:

Am liebsten wäre er weggelaufen. Da haben die Göttinnen ihre Gaben ihm angeboten [Stellennachweis im Anhang: Er. C. 22, B.G.]: Athene Sieg und Heldentum, Hera die Herrschaft über Asien und Europa, Aphrodite den Besitz der Zeustochter Helena.

Als Paris dessen inne wurde, welche Wahl er da treffen durfte, schalt er die anderen zwei Göttinnen aus [Stellennachweis im Anhang: N. D. 25. 32, B.G.]. Er beleidigte sie in seiner Torheit auf unnötige Weise und gab seiner Liebestollheit nach, ohne die schöne Schwester der Dioskuren je gesehen zu haben. Der Ruhm ihrer Schönheit hatte damals die ganze Welt erfüllt.²⁰

Die in der Forschung oft unterschiedenen Gattungstypen der Mythographie – die fremdreferentielle Sammlung und das selbstbezügliche Wiedererzählen – bezeichnen also allenfalls Extrempole eines Spektrums kommunikativer Formen und Funktionen, deren Verschränkungen und Übergänge systematisch noch kaum erschlossen sind. Ihre vielfältigen Interferenzen und Hybridisierungsmöglichkeiten von Wissensreferenzen machen deutlich, dass sowohl die Unterscheidung von fiktionalisierenden und faktualisierenden Textfunktionen als auch die Un-

17 Kerényi: *Mythologie der Griechen*, Bd. 1, S. 12 / 16.

18 Kerényi: *Mythologie der Griechen*, Bd. 1, S. 12.

19 Kerényi: *Mythologie der Griechen*, Bd. 1, S. 15: „Eine Kompilation der Bruchstücke auf einer fiktiven Ebene, als gehörten sie alle einer und derselben Zeit oder einer zeitlosen, statischen Antike an, war nicht die Absicht des Verfassers.“

20 Kerényi: *Mythologie der Griechen*, Bd. 2, S. 247; Stellennachweise im Anhang auf S. 305.

terscheidung von „Binnen-“ und „Außenindexikalität“ narrativ konstruierten Wissens zwar analytisch sinnvoll sind,²¹ aber von mythographischen Texten ebenso gezielt unterlaufen, überblendet oder umgestülpt werden können. Indem Mythographien ihre Referenz verschieben oder Grenzen zwischen erzählten Welten und Erzählen überspringen, beginnen sie zwischen lexikographischer Repräsentation und narrativer Präsentation, zwischen vermeintlich sekundärer Wissenssammlung und primärer Wissenserzeugung zu schweben.

Insofern verdient Mythographie nicht bloß als bislang unterbelichtete Textsorte Aufmerksamkeit – vielmehr stellen die Schwierigkeiten ihrer Beobachtung geläufige, doch kaum geklärte Grenzziehungen zwischen Wissenstextsorten und literarischer Wissensinszenierung zur Debatte. Denn es geht nicht nur um die Frage, inwiefern Wissen in literarischer Kommunikation vermittelt, veranschaulicht, problematisiert oder enthalten sein kann.²² Mythographien lenken den Blick noch grundsätzlicher auf transformative Wechselbeziehungen zwischen Poetik und Epistemik,²³ die sich im Medium von Texten erst herstellen und dabei ein hohes Maß an Irritabilität freisetzen. Mythosdiskurse beweisen dazu in der europäischen Tradition besonders ausgeprägte Affinitäten, indem sie beharrlich Fragen nach dem Status ihrer Wissensreferenz und ihrer Bildsprache provozieren.

Literaturwissenschaftliche Wissensforschung – so die methodische Prämisse der vorliegenden Arbeit – verfügt erst dann über leistungsfähige Begriffe und

21 Vgl. Friedlein: „Indexikalisierung“, S. 188.

22 Dies sind nur einige der Fragen, welche die Debatte zum Verhältnis von Literatur und Wissen in den letzten Jahren bestimmten; vgl. dazu Köppe, Tilmann: „Literatur und Wissen: Zur Strukturierung des Forschungsfeldes und seiner Kontroversen“. In: *Literatur und Wissen. Theoretisch-methodische Zugänge*. Hg. v. Tilmann Köppe. Berlin, New York 2011, S. 1–28, hier S. 6 sowie ausführlich Kap. II.1 der vorliegenden Arbeit.

23 Ließe sich für diesen Zusammenhang nicht (einfacher) von Poetik und Epistemologie sprechen? Aus Perspektive der Wissensforschung scheint hier Differenzierung ratsam. Philosophische und literaturwissenschaftliche Forschungen kennzeichnen mit dem Begriff der Epistemologie in der Regel *spezialisierte* Wissensformen – etwa in Gestalt expliziter Erkenntnistheorien oder die Kommunikation der Wissenschaft (vgl. grundlegend Klinkert, Thomas: *Epistemologische Fiktionen. Zur Interferenz von Literatur und Wissenschaft seit der Aufklärung*. Berlin, New York 2010, S. 7–13). Mit dem Begriff der *Epistemik* zielt die vorliegende Untersuchung hingegen auf die *allgemeinere* Frage nach Wissensformen, die auch implizite, vorinstitutionelle bzw. nicht generalisierte Praktiken einschließen: auf die Gesamtheit von Formen und Funktionen, die *epistemisch* relevant sind. Die Arbeit setzt also weniger voraussetzungsreich an. Zugleich verlangt dies, den Begriff der Epistemik erst zu entwickeln, statt dafür auf eine spezielle Wissenstheorie zurückzugreifen, wie sie etwa das Epistemekonzept der Diskursanalyse anbieten könnte. Ob für ein solches erweitertes Verständnis von Epistemik der Wissensbegriff verwendet werden sollte oder im engeren Sinne für explizit-propositionale Urteile reserviert werden sollte, bedarf der Diskussion. Sie wird ausführlich in Kap. II.1 aufgearbeitet.

überzeugende Verfahren, wenn diese gestatten, selbst Objekte fremder Wissensordnungen zu beobachten, die Grenzziehungen des Wissens in erheblicher Weise herausfordern. In dieser Hinsicht kommt der Mythographie des Hoch- und Spätmittelalters eine paradigmatische Rolle zu: „Bis an die Grenzen ihrer Fassungskraft angefüllt mit Wissen“, stehen mythographische Handbücher, Dialoge und Romane zugleich unter dem Verdacht, mit „Schein- und falschem Wissen“ zu operieren – einem Vorwurf, den nicht erst Gelehrte der Renaissance und ihre neuzeitlichen Erforscher aufbringen,²⁴ sondern der bereits innerhalb der mittelalterlichen Mythographie selbst verhandelt wird. Mittelalterliche Mythographie konfrontiert die historische Wissensforschung daher mit einem doppelten Beobachtungsproblem: zum einen mit der Schwierigkeit, die Alterität mittelalterlicher Beziehungen zwischen Wissensordnungen und literarischer Kommunikation diachron zu beobachten (Beobachtung fremder Wissensordnung); zum anderen mit der Schwierigkeit, dass mittelalterliche Mythographie Spannungen von Epistemik und Poetik bereits synchron in sich einbaut, reflektiert und modifiziert (Beobachtung interner Differenzierung von Wissensordnungen). Positiv gewendet könnte mittelalterliche Mythographie damit eine Modellbildung anregen, die für vormoderne Wissenskulturen bislang ein Desiderat ist. Im Bemühen um ein solches literaturwissenschaftliches Wissensmodell wählt die vorliegende Arbeit für ihre Modellanalyse den zwischen 1281 und 1287 in Basel entstandenen *Trojanerkrieg* Konrads von Würzburg zu ihrem Beobachtungsobjekt.

2 Mythographische Poetik und die Evolution von Wissensordnungen. Der *Trojanerkrieg* Konrads von Würzburg als Modellfall

Konrads Trojaroman entstammt einem literarischen Experimentalfeld volkssprachlicher Mythographie im Mittelalter, um das Mythosforschung und Studien zur Antikenrezeption bisher einen Bogen geschlagen haben. Entgegen Forschungsperspektiven, die entweder die Kontinuität mittelalterlicher Mythographie betonen oder umgekehrt den Mythosdiskurs der Renaissance als Neuanfang akzentuieren,²⁵ bahnt Konrads Darstellung des Trojanischen Kriegs neue Wege der

²⁴ So ist der Vorwurf etwa pointiert zu lesen bei Panofsky: *Renaissancen*, S. 212.

²⁵ Vgl. Heidmann Vischer: „Mythos“, S. 666: „Das Mittelalter beherrscht ein bis ins 16. Jh. wirkendes allegorisches Verständnis von ‚mýthos‘, das es ermöglicht, im Mythos verborgene Geheimnisse aufzuspüren und christliche Anspielungen sogar bei paganen Autoren der Antike [...] zu entdecken“. Axel Horstmann charakterisiert den hochmittelalterlichen Mythosdiskurs als bloßes „Überleben“ antiken Bildungsgutes; vgl. Horstmann, Axel: „Mythos, Mythologie. II. Von

Mythographie, die Regularitäten des lateinischen Mythosdiskurses aufnehmen und markant verändern.²⁶ Der *Trojanerkrieg* trägt damit zur Evolution von mythographischen Wissensordnungen mittels literarischer Verfahren bei, die für unterschiedliche Wissensdiskurse anschlussfähig werden – für rhetorische Mustersammlungen ebenso wie für historiographisches Wissen zum Trojanischen Krieg in spätmittelalterlichen Weltchroniken, die Konrads Roman als Geschichtswissen inserieren. Mehrere Gründe privilegieren den *Trojanerkrieg* somit für die Frage nach dem Wissensstatus von Mythographie und für die Arbeit an einem Beschreibungsmodell zur literarischen Wissensherzeugung:

(1.) *Lateinische Mythographie und volkssprachliches Erzählen*. Auf der Basis des altfranzösischen *Roman de Troie* Benoîts de Sainte-Maure liefert Konrads *Trojanerkrieg* nach Herborts von Fritzlar *Liet von Troye* die zweite, jedoch unvollendet gebliebene Großerzählung von den Kämpfen um Troja in deutscher Sprache. Der *Trojanerkrieg* steht damit einerseits in Kontexten volkssprachlicher Poetik, die seit Ende des 12. Jahrhunderts zunehmend eigene Spielräume ausdifferenzieren – gegenüber den Vorgaben lateinischer Rhetorik²⁷ ebenso wie in

der Patristik bis zum 17. Jh. – Das frühe Christentum“. In: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Hg. v. Joachim Ritter u. Karlfried Gründer. Bd. 6. Basel 1984, Sp. 283–286, hier Sp. 283. Zur ausführlicheren Diskussion und Neueinschätzung der hochmittelalterlichen Mythographie vgl. Kap. II.2.

26 Die mittellateinische Mythographie haben vor allem die Überblicksstudien von Jane Chance neu zugänglich gemacht: vgl. Chance, Jane: *Medieval Mythography*. Bd. 1: *From Roman North Africa to the School of Chartres, A.D. 433–1177*. Gainesville 1994; Dies.: *Medieval Mythography*. Bd. 2: *From the School of Chartres to the Court at Avignon, 1177–1350*. Gainesville 2000. Dennoch klammern diese Arbeiten wichtige Diskursbereiche aus: volkssprachliche Mythosrezeption kommt – abgesehen von Dante – nicht in den Blick, obwohl höfische Literatur gattungsübergreifende Anspielungsdialoge mit der lateinischen Mythographie führt; vgl. Kern, Manfred: *Edle Tropfen vom Helikon. Zur Anspielungsrezeption der antiken Mythologie in der deutschen höfischen Lyrik und Epik*. Amsterdam 1998.

27 Volkssprachliche und lateinische Dichtung gehen natürlich auch im *Trojanerkrieg* keine getrennten Wege: auch Konrad kündigt an, auf Vorlagen „von welsche und von latine“ (Tr 305) zurückgreifen und diese „breiten“ (Tr 303) zu wollen. Er bekennt sich damit ausdrücklich zu jener rhetorischen Technik, die Worstbrock, Franz Josef: „Dilatatio materiae. Zur Poetik des ‚Erec‘ Hartmanns von Aue“. In: *Frühmittelalterliche Studien* 19 (1985), S. 1–30 als gemeinsame Praxis von lateinischer und volkssprachlicher Dichtung beschrieben hat. Wenn Konrads Erzählprojekt jedoch „ein wunder [...] / von äventiuren wilde“ (Tr 282f.) in Aussicht stellt, sind die Grenzen lateinischer Schulpoetik überschritten; so grundlegend Monecke, Wolfgang: *Studien zur epischen Technik Konrads von Würzburg. Das Erzählprinzip der wildekeit*. Stuttgart 1968, S. 21. Textwiedergaben und Versangaben zum *Trojanerkrieg* folgen hier und im Folgenden unter Angabe der Sigle „Tr“ (ohne Versabkürzung) der Ausgabe Konrad von Würzburg: *Der Trojanische Krieg*. Nach den Vorarbeiten K. Frommanns und F. Roths. Hg. v. Adelbert von Keller. Stuttgart 1858.

Bezug auf Formen des kulturellen und literarischen Gedächtnisses.²⁸ Zugleich baut die von Konrad rezipierte Trojaliteratur auf antiker Historiographie²⁹ und Mythographie auf – greifbar werden somit vielschichtige Adaptationsbeziehungen zwischen lateinischen und volkssprachlichen Texttraditionen, die Konrad durch zusätzliche Montage weiterer Trojaberichte und mythographischen Materials steigert.³⁰ Als weltgeschichtliches Auftragswerk für den Basler Domkantor Dietrich an dem Orte (Tr 245–247) verschränkt der *Trojanerkrieg* damit lateinische Mythographie und volkssprachliche Poetik, Historiographie und Mythographie mit einem maximalen Integrationsanspruch, der vorbildlos im Mittelalter ist. Dies eröffnet die Frage, welchen Beitrag dazu Verfahren leisten, die gerade die volkssprachliche Poetik bereitstellt bzw. von Konrad auf dieser Basis entwickelt werden.

(2.) *Interdiskursivität des Wissens*. Diese mehrfache diskursive Situierung öffnet den *Trojanerkrieg* für verschiedene Bezugfelder des Wissens, deren Interferenzen es auszuloten gilt. Dies betrifft nicht nur Fragen der Selektion von Wissensgegenständen, sondern ebenso nach den narrativen Verfahren, mit denen Konrad solche Bezüge etabliert und arrangiert. Unter dem Stichwort der *wildeckeit* hatte Wolfgang Monecke Züge eines Erzählverfahrens skizziert, das im *Trojanerkrieg* „ungebändig“ und „rasch umherschweifend“ vor allem „befremdlich[e]“ Sachverhalte und Geschehen versammelt: „Erkennbar wird ein faszinierendes, die Aufmerksamkeit, die Neugier erregendes Element“.³¹ Neugier stimuliert Konrad mit den performativen Naturbeschwörungen Medeas ebenso eindrücklich wie durch synästhetische Schlachtengemälde; einzelne Episoden wie die Jugendliebe Achills oder der qualvolle Tod des Hercules wachsen zur erzählerischen Eigen-

28 Dieses „new literary self-consciousness“ hat Palmer, Nigel: „Literary criticism in Middle High German literature“. In: *Literary criticism*. Bd. 2: *The Middle Ages*. Hg. v. Alastair J. Minnis u. Ian Johnson. Cambridge 2009, S. 533–548 (Zitat S. 533) eingehend vom Literaturkurs des *Tristan* Gottfrieds von Straßburg her entwickelt. Wie die Konradforschung aufgewiesen hat, ist Gottfried maßgeblicher intertextueller Bezugspunkt für Konrads *Trojanerkrieg*.

29 Zur Spannung von Historizität und Literarizität in Trojaerzählungen des Mittelalters vgl. grundlegend Kellner, Beate: *Ursprung und Kontinuität. Studien zum genealogischen Wissen im Mittelalter*. München 2004, S. 67 f., zur Begriffsproblematik dieser Unterscheidung am Spezialfall des *Trojanerkriegs* vgl. Lienert, Elisabeth: *Geschichte und Erzählen. Studien zu Konrads von Würzburg ‚Trojanerkrieg‘*. Wiesbaden 1996, S. 314–320; für ein konsequent historiographisches Profil plädiert Lienert, Elisabeth: „Der Trojanische Krieg in Basel. Interesse an Geschichte und Autonomie des Erzählens bei Konrad von Würzburg“. In: *Literarische Interessenbildung im Mittelalter. DFG-Symposion 1991*. Hg. v. Joachim Heinze. Stuttgart, Weimar 1993, S. 266–279: „Der ‚Trojanerkrieg‘ ist die Geschichte schlechthin“ (S. 272). Kritische Einwände formuliert dagegen Knappe, Joachim: „Geschichte bei Konrad von Würzburg?“. In: *Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft* 5 (1988/1989), S. 421–430.

30 Grundlegend hat diese Quellenanreicherung Lienert: *Geschichte und Erzählen* erschlossen. **31** Monecke: *Studien*, S. 6–8.

ständigkeit von Binnenromanen bzw. Novellen an. Unterschiedliche Diskurse und Wissensbestände gehen dabei in den *Trojanerkrieg* ein, der sich selbst als „wilde[s] tobende[s] mer“ (Tr 236; vgl. auch Tr 283) charakterisiert. Wie aber organisiert Konrads mythographische Poetik solche Wildheit – und wie begegnet sie den Kohärenzproblemen des Wissens, die ihre potenzierte Interdiskursivität aufwirft?³²

(3.) *Poetik und Epistemik*. Konrads Roman erhebt den Anspruch, in poetischer Form sämtliche Quellen der Trojaüberlieferung in sich aufzunehmen und lehrreich darzubieten:

ich wil ein mære tihten,
daz allen mæren ist ein her.
als in daz wilde tobende mer
vil manic wazzer diuzet,
sus rinnet unde fluuzet
vil mære in diz getihte gröz.
(Tr 234–239)

sô wirt ein wunder hie vernomen
von âventiuren wilde,
dâ bî man sælic bilde
und edel bîschaft nemen sol
(Tr 282–285)

Geradezu mit „enzyklopädischem Anspruch“³³ kündigt der Prolog eine Synthese sämtlichen Trojawissens an, die sich als neue Autorität über die Tradition erhebt („allen mæren [...] ein her“). Konrads Prolog wechselt dabei von der poetologischen Wassermetaphorik zum Bildfeld von Rissen und Brüchen (Tr 276), die das

³² Diese Frage hat die *Trojanerkrieg*-Forschung vornehmlich als hermeneutische Frage nach der „Sinnperspektive“ beschäftigt: vgl. Cormeau, Christoph: „Quellenkompendium oder Erzählkonzept? Eine Skizze zu Konrads von Würzburg ‚Trojanerkrieg‘“. In: *Befund und Deutung. Zum Verhältnis von Empirie und Interpretation in Sprach- und Literaturwissenschaft*. Hg. v. Klaus Grubmüller. Tübingen 1979, S. 303–319, hier S. 307. Worstbrock, Franz Josef: „Der Tod des Hercules. Eine Problemskizze zur Poetik des Zerfalls in Konrads von Würzburg ‚Trojanerkrieg‘“. In: *Erzählungen in Erzählungen. Phänomene der Narration in Mittelalter und Früher Neuzeit*. Hg. v. Harald Haferland u. Michael Mecklenburg. München 1996, S. 273–284 hat die Kohärenzprobleme des *Trojanerkriegs* hingegen in narrativer Perspektive als Auflösung eines höfischen Erzählmodells diskutiert.

³³ Kellner, Beate: „daz alte buoch von Troye [...] daz ich es welle erniuwen. Poetologie im Spannungsfeld von ‚wiederholen‘ und ‚erneuern‘ in den Trojaromanen Herborts von Fritzlar und Konrads von Würzburg“. In: *Im Wortfeld des Textes. Worthistorische Beiträge zu den Bezeichnungen von Rede und Schrift im Mittelalter*. Hg. v. Gerd Dicke, Burkhard Hasebrink u. Manfred Eikelmann. Berlin, New York 2006, S. 231–262, hier S. 249.

„alte buoch von Troye“ (Tr 269) im Prozess seiner Überlieferung zerfurcht hätten; wie eine frische Gladiole wolle er es nun wieder zum Blühen bringen (Tr 270 f.). Konrads rasch wechselnde Metaphernfolge lenkt damit die Aufmerksamkeit gleich zu Beginn des Romans auf dessen poetische Faktur – auf das Strukturierungs- und Imaginationspotential von Metaphern und anderer Elemente und Verfahren, aber ebenso auf deren Artifizialität. Als mythographischer Roman spitzt der *Trojanerkrieg* damit die Frage nach dem Beitrag literarischer Verfahren für den kommunikativen Wissensaufbau zu – und zugleich nach den Grenzen, die zwischen epistemischen Effekten und poetischer Künstlichkeit im 13. Jahrhundert verlaufen.³⁴ Dichtung schlägt immer wieder in Wissen um, doch wurden solche Wechselbeziehungen von Zeichen und Evidenz bislang erst punktuell erforscht.

(3.) *Verschiebung von Referenz.* Anders als zeitgenössische mythographische Handbücher weist Konrads literarische Inszenierung die „manic wazzer“ ihrer Quellflüsse nicht aus, sondern führt den Trojanischen Krieg selbst vor die Sinne. Gerade in seiner zweiten Erzählfälfte gewinnt der *Trojanerkrieg* dadurch verstärkt selbstreferentielle Qualitäten – er löst sich damit sowohl aus historiographischen als auch aus mythographischen Diskursbedingungen des hohen Mittelalters. Wie lässt sich das Erzählverfahren des *Trojanerkriegs* in der Perspektive dieser Referentialisierung und ihrer diskursiven Voraussetzungen beschreiben? Und welche Verschiebungen produziert ein Erzählmodell innerhalb von Wissensordnungen, deren Gegenstände es zwar absorbiert, sich im Akt des Erneuerns jedoch absolut setzt und seine Fremdreferenz gleichsam zu löschen sucht?

(4.) *Konstruktion und Destruktion von Sinn.* Der *Trojanerkrieg* entfaltet damit eine Spannung zwischen Produktion und Destruktion von Verweisungsstrukturen, die für Wissensgenerierung zentral ist. Wie zu erörtern ist, steht und fällt die Stabilität von Wissen mit Unterscheidungen, die nicht zu hinterschreiten sind. Der *Trojanerkrieg* und sein Programm der Autorisierung von literarischen Wissenssynthesen könnte damit einen aufschlussreichen Modellfall bieten, an dem sich eine komplexe Wissensform im Prozess ihrer Produktion studieren lässt. Dazu gehört nicht zuletzt die Spannung, dass Wissenskonstruktionen nicht nur Anschlussmöglichkeiten eröffnen, sondern auch Optionen der Verweisung radikal unterbrechen, ausblenden und unterdrücken. Die für Konrad kontrovers disku-

³⁴ Diese Diskussion wird im Hinblick auf Konrad traditionell unter dem Stilbegriff des Blümens geführt; vgl. Müller, Jan-Dirk: „*schîn* und Verwandtes. Zum Problem der ‚Ästhetisierung‘ in Konrads von Würzburg ‚Trojanerkrieg‘. (Mit einem Nachwort zu Terminologie-Problemen der Mediävistik)“. In: *Im Wortfeld des Textes. Worthistorische Beiträge zu den Bezeichnungen von Rede und Schrift im Mittelalter*. Hg. v. Gerd Dicke, Burkhard Hasebrink u. Manfred Eikermann. Berlin, New York 2006, S. 287–307.

tierte Ästhetisierung und Intensivierung des Erzählens ist für diese Perspektive ein besonders einschlägiger Ansatzpunkt.³⁵

(5.) *Paradoxien*. Um nicht nur als literarische Kommunikation („mære“, „ge-
tehte“) im Gattungsfeld des mittelalterlichen Antikenromans zu erscheinen,
sondern absolute Wissensautorität zu gewinnen („allen mæren [...] ein her“), ist
erhöhte Paradoxieresistenz erforderlich. Tatsächlich lässt sich einerseits beobachten,
dass der *Trojanerkrieg* extreme Paradoxien aufbaut: Konrads Erzählen entwirft ein
gewaltiges Mosaik von historiographischen, mythologischen, höfisch-literari-
schen, religiösen und anderen Quellen mehr, versteht sich jedoch als selbstbe-
zügliche, kohärente Erneuerung des „buoch von Troye“ (Tr 269; Paradoxie des
Erneuerns).³⁶ Im Gegensatz zur mythenbereinigten Vorlage des *Roman de Troie*
speist Konrad in breitem Umfang Götterfiguren und anderweitige Erzählelemente
der Mythographie ein – doch mit ihnen auch Spannungen des mythographischen
Diskurses, die referentielle Unschärfen freisetzen (Paradoxien der Referenz). Als
literarisches Erzählen ist Konrads Roman an die Bedingungen schriftgestützter
Kommunikation gebunden – als Wissenstext sucht der *Trojanerkrieg* hingegen
bestimmte Sinnverweisungen zu unterbrechen, die literarische Kommunikation
ermöglicht (Paradoxien der Wissenskommunikation).³⁷ Zu einem faszinierenden
Modellfall machen Konrads Roman andererseits verschiedene Lösungsversuche,
diese Paradoxien zu löschen und unsichtbar werden zu lassen: durch präsen-
tizierende Erzählverfahren und unterschwellige Diskursverflechtung, durch
Substitution der Erzählinstanz mittels autologischer Erzählprozesse mit hoher

35 Vgl. zum Diskussionsstand Bleumer, Hartmut: „Zwischen Wort und Bild. Narrativität und Visualität im ‚Trojanischen Krieg‘ Konrads von Würzburg. (Mit einer kritischen Revision der Sichtbarkeitsdebatte)“. In: *Zwischen Wort und Bild. Wahrnehmungen und Deutungen im Mittelalter*. Hg. v. Hartmut Bleumer [u.a.]. Köln 2010, S. 109–156; grundlegend auch Müller: „Ästhetisierung“.

36 Beate Kellner hat überzeugend die „Spannung zwischen Autonomie und Heteronomie“ rekonstruiert, die den *Trojanerkrieg*-Prolog prägt; vgl. Kellner: „*erniuwen*“, S. 259. Dies stellt an die vorliegende Arbeit die Aufgabe, auch die poetischen Verfahren des weiteren Erzählens auf die Verarbeitung dieser Paradoxie von Nähe und Abstand gegenüber Bezugsdiskursen zu prüfen. In diese Richtung weist auch Hasebrink, Burkhard: „Die Ambivalenz des Erneuerns. Zur Aktualisierung des Tradierten im mittelalterlichen Erzählen“. In: *Fiktion und Fiktionalität in den Literaturen des Mittelalters*. Hg. v. Ursula Peters u. Rainer Warning. München 2009, S. 205–217, insbes. S. 213–217.

37 Die „Abstraktheit“ zahlreicher Kriegspassagen des *Trojanerkriegs* und Konrads Präferenz für „unpersönliche, distanzierte Formulierungen“ hat die Forschung vielfach konstatiert (Lienert: *Geschichte und Erzählen*, S. 151), aber kaum plausibilisiert. Unbeantwortet blieb bislang die Frage, wie sich solches Verschwinden der Erzählinstanz mit markanten Profilierungen des Erzählers vermittelt, wie ihn etwa der Prolog entwirft. Dass solche paradoxe Spannungen Bedingungen von Wissenskommunikation verarbeiten, ist Hypothese der nachfolgenden Studien.

Imaginationskraft oder durch Figuren und Semantiken, die das Erzählte naturalisieren und dem Eindruck der künstlichen Erzeugung entziehen. Konrads Umgang mit Paradoxien spiegelt damit Herausforderungen und Strategien, die für Wissenskommunikation paradigmatisch sind.

(6.) *Reflexivität und Aisthesis*. Doch nicht nur seine umfängliche Entfaltung von Paradoxien qualifizieren den *Trojanerkrieg* als Modellfall des literarischen Wissensaufbaus. Denn ebenso aufschlussreich ist seine erhöhte Reflexivität: Konrads Roman vollzieht nicht nur Wissensbildung mit literarischen Mitteln, sondern legt zugleich mit beispielloser Radikalität die Bedingungen eines solchen Versuchs offen – Paradoxien werden nicht von Anfang an ausgeblendet, sondern erst im Romanfortgang transformiert; Präsenz gewinnen die Ereignisse des Trojanischen Kriegs und seiner Vorgeschichte erst im Laufe des Erzählens und seiner Verfahrenswechsel; Quellenkompilation und Probleme der Fremdreferenz werden nicht stillschweigend abgewiesen, sondern bisweilen explizit verhandelt. Gleichwohl ist der *Trojanerkrieg* kein ausschließlich meta-epistemischer Roman, sondern vollzieht zugleich die Transformationen des Wissens, die er ausstellt. Für ein literaturwissenschaftliches Wissensmodell mit Anspruch auf Historisierbarkeit könnte diese Spannung von Wissensreflexion und Wissenspoetik, von Selbstthematisierung und performativem Vollzug in besonderer Weise leitend sein, erlaubt sie doch, die Beobachtungsfähigkeit an einem Modellfall zu überprüfen, der selbst zwischen Beobachtungsverhältnissen erster und zweiter Ordnung, zwischen ästhetischen Präsenzeffekten und hermeneutischen Dimensionen oszilliert.

Die Frage, im Lichte welcher Gattungsbestimmung sich Konrads Roman als Mythographie auffassen lässt, verliert damit an definitorischer Schärfe. Als Produkt des schriftlich ausgebauten Literatursystems des 13. Jahrhunderts bezieht sich der *Trojanerkrieg* auf Erzählformen, die nicht nur fremdreferentielle Sammlung, sondern selbstreferentielle Inszenierung von Mythen erlauben. Konrads Text lässt sich dabei nicht auf die Alternative von Geschichte und Geschichten reduzieren – er erzählt ebenso mythographisch. Wie ausführlich zu rekonstruieren sein wird, umfasst der mittelalterliche Mythosdiskurs ein Spektrum an Darstellungsverfahren und Gegenständen, die seine Grenzen gegenüber anderweitigen Textsorten bzw. Diskursen in hohem Grade durchlässig zeigen. Unbestreitbar gehören Erzählungen um Troja zum Kernbestand mittelalterlicher Mythographie; darüber hinaus erzählt der *Trojanerkrieg* zahlreiche angelagerte Mythen – vom Parisurteil über den Raub der Helena bis zur Geschichte Achills oder dem Heldenleben und Sterben des Hercules. Der *Trojanerkrieg* verortet sich demnach in einem Feld, das neben historiographischen Erwartungen auch von den Diskursbedingungen der Mythographie geprägt ist. Ihr Interferenzfeld ist im 13. Jahrhundert nicht im strengen Sinne wissensförmig strukturiert. Das zentrale Experiment des *Troja-*

nerkriegs kann darin gesehen werden, Mythos als Wissensform erst zu produzieren.

3 Leitfragen, Prämissen und Vorgehen der Untersuchung

Die genannten Aspekte verbinden sich zu drei Leitfragen, welche die nachfolgenden Studien exemplarisch zu beantworten versuchen. Ihre Prämissen gilt es vorab offenzulegen:

(1.) *Wissen und Literatur: Welchen Beitrag leisten spezifisch literarische Verfahren zur Wissenserzeugung?* Während ein zunehmendes Forschungsinteresse der vergangenen Jahre eine Vielzahl an theoretischen Explikationen und Fallstudien zu Interferenzen von Wissenschaften und literarischer Kommunikation der Neuzeit anregte,³⁸ sind solche Ansätze bislang ein Desiderat, die Wissenskulturen der Vormoderne methodisch zu beschreiben erlauben. Wie lässt sich Wissen beobachten, das weder unser eigenes ist, noch durch auffällige Wissensbezeichnungen markiert ist oder einem ausdifferenzierten Wissenschaftssystem entstammt? Vormoderne literarische Wissenskulturen spitzen somit ein Alteritätsproblem der Beobachtung von Wissen zu, das in der aktuellen Theoriebildung noch kaum erschlossen ist.³⁹

(2.) *Mythos als Wissensform: Inwiefern wird Mythographie im Trojanerkrieg wissensförmig?* Mythographie scheint besonders geeignet, die Wechselbeziehungen von epistemischen und poetischen Dimensionen historischer Wissenskulturen zu erhellen, da sie Wissensordnungen und literarische Ordnungen eng aufeinander bezieht. Ihre Grenzen erweisen sich speziell im Mythosdiskurs des hohen Mittelalters als hoch durchlässig. In welchem Maße poetische Verfahren die un-

38 Vgl. mit Hinweisen zur Forschung Klinkert: *Epistemologische Fiktionen*, S. 1f. mit Anm. 1.
39 Auf dieses Problem verweisen Danneberg, Lutz u. Carlos Spoerhase: „*Wissen in Literatur* als Herausforderung einer Pragmatik von Wissenszuschreibungen: sechs Problemfelder, sechs Fragen und zwölf Thesen“. In: *Literatur und Wissen. Theoretisch-methodische Zugänge*. Hg. v. Tilmann Köppe. Berlin, New York 2011, S. 29–76. Danneberg und Spoerhase diskutieren die Beobachtungsschwierigkeiten der Evolution von Wissensordnungen in umgekehrter Richtung: „Ein neues Wissen mag sich zwar in Literatur finden, es ist aber *nicht zeitgleich als neu wahrnehmbar*. Voraussetzung für seine Wahrnehmung *als neu* ist, dass dieses Wissen bereits bekannt ist, und zwar als Wissen im *propositionalen* Gehalt und in *nichtliterarischen* Texten“ (S. 61). Doch auch umgekehrt gilt: veraltetes Wissen in Literatur, das nicht der Wissensordnung ihres Beobachters entspricht, kann höchstens *als vermeintliches* Wissen in den Blick kommen – was in der beobachteten Fremdkultur als Wissen gilt, bleibt *als Wissen* für ihren distanten Beobachter unbeobachtbar. Eine Modellbildung, die solche Alteritätsmomente berücksichtigt, steht bislang aus.

sicheren Zeichenordnungen der Mythographie wissenschaftlich werden lassen, ist an Konrads *Trojanerkrieg* zu untersuchen.

(3.) *Mythosdiskurse und Wissensforschung: Welche Aufschlüsse verspricht Mythographie für kulturwissenschaftliche Wissensforschung?* Mythosdiskurse stellen in der Geschichte des Wissens notorische Problemkandidaten dar. Gerade dies könnte Mythographie für kulturwissenschaftliche Wissensforschung zu einem aufschlussreichen Grenzobjekt machen, da sie grundsätzliche Fragen der Beobachtbarkeit von prekären Ansprüchen und Praktiken des Wissens aufwirft. Statt einer Gattungsgeschichte der Mythographie vorarbeiten zu wollen, richtet sich das Interesse der vorliegenden Arbeit auf Mythos als einem solchen prominenten Grenzdiskurs des Wissens.

Die vorliegenden Studien verfolgen diese Leitfragen unter einer gemeinsamen methodischen Prämisse. Nicht Autorintentionen in Bezug auf Wissensansprüche gilt es zu rekonstruieren, sondern die epistemischen Formen und Verfahren, die der *Trojanerkrieg* verwendet bzw. produziert. Für diese Frage ist prinzipiell unerheblich, ob das historische Autorsubjekt Konrad von Würzburg beabsichtigte, einen Wissenstext zu verfassen, noch ob er überhaupt von diesen Dimensionen wusste. Diese im folgenden Kapitel näher zu begründende Entscheidung hat praktische Implikationen für ihr Untersuchungsobjekt. Ist der *Trojanerkrieg* mit dem Text jener 1870 in Straßburg verbrannten Handschrift des 14. Jahrhunderts gleichzusetzen, der bislang der einzigen Edition zugrundeliegt – oder mit einem anderen (oder mehreren) der insgesamt 33 bekannten Textzeugen?⁴⁰ Die Überlieferungsformen von Konrads Roman reichen von Kurzzitaten in Weltchroniken über themenorientierte Blockexzerpte (z. B. im Kontext der Minnereden-Überlieferung) bis zur vollillustrierten Bilderhandschrift. Die mit solchen Formen verbundene funktionale Varianz, die der *Trojanerkrieg* im Spätmittelalter entfaltet, wäre von einer dringend erforderlichen Neuedition erst aufzuarbeiten; Vorarbeiten in dieser Richtung bestätigen jedoch bereits die hier verfolgte These, dass diese unterschiedlichen Überlieferungstypen des *Trojanerkriegs* zugleich auf unterschiedliche Kontexte und Pragmatiken des Wissens verweisen.⁴¹

⁴⁰ Der *Trojanerkrieg* wird von 6 Vollhandschriften (davon 5 erhalten), 9 Fragmenten sowie 18 Exzerpten überliefert. Zu Überlieferung und Handschriften des *Trojanerkriegs* vgl. ausführlich Lienert, Elisabeth: „Die Überlieferung von Konrads von Würzburg ‚Trojanerkrieg‘“. In: *Die deutsche Trojaliteratur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Materialien und Untersuchungen*. Hg. v. Horst Brunner. Wiesbaden 1990, S. 325–406.

⁴¹ Vgl. zusammenfassend Lienert: „Überlieferung“, S. 405: „Konrad wird als Quelle historischen Wissens, als Meister der Rhetorik, als Vermittler höfischer Identifikationsmuster gelesen; der Aspekt der Vermittlung historischen Wissens steht dabei [...] im Vordergrund.“

Um den Blick auf diese Kontextualisierungen nicht schon vorab einzuschränken, stützt sich die folgende Untersuchung im Wesentlichen auf die Handschrift Cod. A 90 der Straßburger Stadtbibliothek (14. Jahrhundert, 1870 verbrannt, abschriftlich erhalten), die der bislang einzigen Edition Adelbert von Kellers aus dem Jahr 1858 maßgeblich zugrunde liegt. Als einer der umfangreichsten Volltextzeugen bietet sie den Vorteil, den *Trojanerkrieg* in möglichst großem Spielraum von Wissensbildung und Wissenskontexten zu erfassen. Kurzversionen und Exzerptüberlieferung machen von diesem Spielraum selektiv Gebrauch. Da weder autornahere Fassungsrekonstruktion noch streng kontextualisierte Stichproben der *Trojanerkrieg*-Überlieferung, sondern grundsätzliche Optionen des literarischen Wissensaufbaus das Erkenntnisinteresse der Arbeit bilden, bietet der Text der Straßburger Handschrift für ihre Untersuchung eine akzeptable Grundlage. Unter ähnlichen Vorbehalten stehen im Folgenden sämtliche Rückgriffe auf Benoîts *Roman de Troie*, der neben anderen Vorlagentexten vergleichend herangezogen wird.⁴²

Wenn im Folgenden abkürzend vom *Trojanerkrieg* die Rede ist, setzt die Untersuchung demnach nicht die Einheitskategorie des Werkes voraus, sondern meint damit ein heuristisches Provisorium: den Textbestand der Straßburger Handschrift. Wie alle Vollhandschriften ergänzt auch der Straßburger Codex den Erzähltorso bis zu Beginn der vierten Schlacht um knapp neuneinhalbtausend Verse, welche die Erzählung inhaltlich abschließen; sie sind der Forschung als *Trojanerkrieg-Fortsetzung* bekannt und schließen sich in allen Vollhandschriften nahtlos an. Müsste daher nicht auch diese Ergänzung von einer Untersuchung aufgenommen werden, die nicht nach dem Autorwerk, sondern den konkreten textuellen Realisationsformen von Wissen fragt? Verschiedene Befunde deuten jedoch darauf hin, dass die suggestive Einheit des Codex keine Einheit des Untersuchungsobjekts verbürgt.⁴³ Produktionsästhetisch betrachtet wechselt die Fortsetzung abrupt von den Leitquellen Dares/Benoît zum Trojabericht des Dictys

⁴² Für Vergleiche mit Konrads altfranzösischer Vorlage stützen sich die nachfolgenden Analysen auf die von Léopold Constans erstellte Edition (im Folgenden: „RdT“ ohne Versabkürzung): Benoît de Sainte-Maure: *Le roman de Troie*. Hg. v. Léopold A. Constans. Paris 1904–1912. Auch dies ist mit Risiken behaftet: Die 28 Handschriften und 15 Fragmente des *Roman de Troie* bieten stark abweichende Fassungen, aus denen Constans einen Archetyp rekonstruieren zu können meinte. Unklar ist, in welcher Fassung Konrad der *Roman de Troie* vorlag. Bis die Quellenfrage neu aufgerollt ist und fassungsorientierte Neueditionen vorliegen, bleibt der Constanssche Archetyp vorläufiger Bezugspunkt. Alle Aussagen zu Benoît haben daher ihren heuristischen Wert nur unter diesem Vorbehalt.

⁴³ Vgl. zu den folgenden Befunden Lienert: *Geschichte und Erzählen*, S. 332–350 und Klitscher, Gustav: *Die Fortsetzung zu Konrads v. Würzburg Trojanerkrieg und ihr Verhältnis zum Original*. Diss. Breslau 1891, S. 10–70.

– mit dem Effekt eines weit knapperen Erzähldukus, der nicht mehr auf Ausweitung der Schlachtdarstellung, sondern auf Kürzung und Handlungsorientierung setzt. Diese Effekte vermitteln sich auch rezeptionsästhetisch: Beherrschen die Schlachtdarstellung des ersten Teils vor allem Praktiken der ästhetischen Vergegenwärtigung, so schlägt die Fortsetzung abrupt in sequentielle Narrativierung um; Darstellungsverfahren, Proportionen und Rhetorik durchzieht damit eine erkennbare Bruchlinie. Auch einzelne Segmente der Überlieferung reagieren darauf: Prosaerzählungen vom Trojanischen Krieg, die im 14. und 15. Jahrhundert den *Trojanerkrieg* rezipieren, verwenden so zum Beispiel nicht den Fortsetzungsteil – die Überlieferung spiegelt also eine historische Differenzwahrnehmung, die an der Anlage der Vollhandschriften des *Trojanerkriegs* selbst nicht ablesbar ist.⁴⁴ Insgesamt deutet dies darauf hin, dass die Fortsetzung zwar als „Vervollständigung der Geschichte“ produziert und wahrgenommen wurde, aber nicht in bruchloser Einheit zum vorangegangenen Text – eine ästhetische, inhaltliche und funktionale Sollbruchstelle ist von Anfang an eingezeichnet. Die vorliegende Untersuchung beschränkt sich daher auf den Basistext bis zu diesem Einschnitt. Dies schließt freilich nicht aus, die historischen Praktiken der Erweiterung eines Wissenstextes auf einer nächsten Stufe der Untersuchung zum Thema zu machen.

Das Begrenzungsproblem des Objekts betrifft indes nicht nur Vollhandschriften wie den Straßburger Codex. Denn ebenso wenig ließe sich davon sprechen, dass Minnereden-Exzerpte oder Chroniken *Konrads* Text (bzw. dessen Reduktionsstufe) bieten – Text, Funktionen und Zuschreibungen zeigen sich vielmehr radikal unterschiedlich. Was aber überliefern mittelalterliche Handschriften, wenn *Konrads* Text anonymisiert, exzerpiert, neu kompiliert und integriert wird – ist es (noch) *Konrads Trojanerkrieg*? Erst in Ansätzen stehen hierfür methodisch verwendbare Kategorien bereit, mit denen sich diese Form- und Funktionswechsel schlüssig beschreiben ließen. Der Versuch der vorliegenden Arbeit besteht darin, einen Vorschlag zu erarbeiten: Als Beobachtungsbegriff könnte das Konzept des Wissens (und seine Analysekategorien) Möglichkeiten eröffnen, die unterschiedlichen Textformen, Funktionen und Kontexte zu profilieren, ohne dazu auf Kategorien wie Werk, Autor oder Linearitätsannahmen der Rezeption angewiesen zu sein. Eine solche Heuristik könnte beispielsweise plausibilisieren, weshalb „*Konrads* Text“ in der Überlieferung „weitgehend an-

⁴⁴ Vgl. die Übersicht zur Prosaüberlieferung bei Alfen, Klemens, Petra Fochler u. Elisabeth Lienert: „Deutsche Trojatexte des 12. bis 16. Jahrhunderts. Repertorium“. In: *Die deutsche Trojaliteratur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Materialien und Untersuchungen*. Hg. v. Horst Brunner. Wiesbaden 1990, S. 7–196, insbes. S. 47–112.

onymisiert, gleichsam als Buch von Troja tradiert“ wird.⁴⁵ Das Zurücktreten von Autor und Werk als Grenzkategorien wäre in dieser Perspektive als spezifisch unterschiedlicher Wissenseffekt zu beschreiben.

Das methodische Vorgehen der Arbeit folgt zunächst in seiner Modellbildung den ersten beiden Leitfragen. In einem ersten Schritt sind bestehende Ansätze, Perspektiven und Problemstellungen der Theoriebildung zum Zusammenhang von Literatur und Wissen zu sichten, auf die ein historisierungsfähiges Analysemodell aufbauen kann. Besonders instruktiv sind dafür wissenssoziologische und systemtheoretische Begriffe, deren hohe Abstraktionsfähigkeit die Beobachtung vor-moderner Wissenskulturen entscheidend erweitern können (Kap. II.1). In einem zweiten Schritt ist sodann nach den systematischen und historischen Voraussetzungen mittelalterlicher Mythographie und ihrer Beobachtbarkeit zu fragen: Welches Profil trägt der mittelalterliche Mythosdiskurs, in den sich der *Trojanerkrieg* einschreibt? Und welche Mythosbegriffe sind adäquat, um diesen historischen Diskurs zu bezeichnen (Kap. II.2)?

Auf dieser Basis versucht die anschließende Untersuchung des *Trojanerkriegs*, die zentralen Begriffe des entwickelten Beschreibungsmodells analytisch zu erproben: entsprechend gelten die Studien den Paradoxien (Kap. III), dem Verhältnis von Selbst- und Fremdreferenz (Kap. IV) und den Invisibilisierungsleistungen wissensförmiger Kommunikation (Kap. V). Das methodische Arrangement der Detailuntersuchungen erprobt damit einen Theorievorschlag, der zu einer allgemeinen literaturwissenschaftlichen Wissensforschung beizutragen sucht. Dieser Vorschlag und seine Ansatzpunkte sind nach dieser ersten Annäherung nun eingehender vor dem Hintergrund der Forschungsdiskussionen um Wissen, Literatur und Mythos zu entwickeln.

⁴⁵ Lienert: *Geschichte und Erzählen*, S. 333; die Studie von Lienert stellt bislang den Leitentwurf für die autorzentrierte *Trojanerkrieg*-Forschung.

II Theoretische Vorüberlegungen zur Epistemik und Poetik von Mythographie

1 Was weiß Literatur? Ansätze, Perspektiven und Probleme der Theoriebildung

Wissen wird im Rahmen vielfältiger Disziplinen untersucht: der philosophischen Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie, der Psychologie, Sprach- und Kognitionswissenschaft ebenso wie der Philologien und der Geschichtswissenschaft sowie Disziplinen, die wie die Soziologie und Ethnologie nach den epistemischen Implikationen sozialer Ordnungen fragen. Trotz der zum Teil umfänglichen Forschungstraditionen, die sich in diesen Fächern und Richtungen mit dem Thema verbinden, lässt sich in jüngerer Zeit eine besondere Konjunktur beobachten:¹ Wissen ist zum Leitbegriff einer Debatte aufgestiegen, mit der die Ausdifferenzierung von Geistes-, Natur- und Sozialwissenschaften auf den Prüfstand gestellt wird.² Angeregt durch Impulse unter anderem seitens der Diskursanalyse, des New Historicism und kulturwissenschaftlicher Fragestellungen erkunden Lehrbücher,³ Monographien⁴ und Tagungsprojekte⁵ neue Sachbereiche in den Interferenzonen von Wissens- und Kommunikationsgeschichte.

1 Damit sind frühere Konjunkturen des Wissensparadigmas keineswegs in Abrede gestellt, wie sie Ende der 1960er Jahre etwa von den Thesen Peter Bergers und Thomas Luckmanns sowie Michel Foucaults ausgingen. Auch die Auseinandersetzung um kulturwissenschaftliche Erweiterungen der Philologien wurde zentral über den Begriff des Wissens ausgetragen. Die hier angesprochene Konjunktur geht in ihrer Reichweite indes über diese Diskussionsphasen hinaus.

2 Diese Differenzierung wird in der Wissenschaftstheorie u. a. in der Debatte über *reflexive Modernisierung* verhandelt, die nach „verschiedenen Wissensformen“ fragt und dabei die „jeweiligen Reichweiten“ von Wissenskonzepten und Wissenssphären zu bestimmen sucht; vgl. dazu Wengenroth, Ulrich: „Zur Einführung: Die reflexive Modernisierung des Wissens“. In: *Grenzen des Wissens – Wissen um Grenzen*. Hg. v. Ulrich Wengenroth. Weilerswist 2012, S. 7–22, hier S. 17. Zur Ablösung universalier Wissensmodelle zugunsten der Frage nach verschiedenen epistemischen Praktiken im 20. Jahrhundert vgl. auch Wehling, Peter: „Gibt es Grenzen der Erkenntnis? Von der Fiktion grenzenlosen Wissens zur Politisierung des Nichtwissens“. In: *Grenzen des Wissens – Wissen um Grenzen*. Hg. v. Ulrich Wengenroth. Weilerswist 2012, S. 90–117.

3 Vgl. z. B. Klausnitzer, Ralf: *Literatur und Wissen. Zugänge – Modelle – Analysen*. Berlin, New York 2008.

4 Vgl. aktuell z. B. Klinkert: *Epistemologische Fiktionen*; Köppe, Tilmann: *Literatur und Erkenntnis. Studien zur kognitiven Signifikanz fiktionaler literarischer Werke*. Paderborn 2008; Hörisch, Jochen: *Das Wissen der Literatur*. München 2007. Forschungsüberblicke zum Verhältnis von Literatur und Wissenschaft bieten u. a. Krämer, Olav: „Intention, Korrelation, Zirkulation. Zu verschiedenen Konzeptionen der Beziehung zwischen Literatur, Wissenschaft und Wissen“. In: *Literatur und Wissen. Theoretisch-methodische Zugänge*. Hg. v. Tilmann Köppe. Berlin, New York

Das Verhältnis von Literatur und Wissen hat dabei fachwissenschaftliche Kontroversen hervorgerufen, in denen methodologische Normen unterschiedlicher Disziplinen aufeinanderprallten.⁶ Auch auf institutioneller Ebene manifestiert sich dieses gesteigerte interdisziplinäre Interesse an der Erforschung von Wissen.⁷

In den literaturwissenschaftlichen Teilen des Forschungsfeldes speist sich dieses Interesse weniger aus der Tatsache, dass Wissen vielfältig die Produktion und Rezeption von Literatur bedingt, sei es in Form von Handlungswissen über kulturelle Zeichensysteme und Diskursregeln, sei es in propositionaler Form der Kenntnis von Gegenständen und Sachzusammenhängen, auf die literarische Kommunikation referiert. Sprachwissen, Sachwissen, Schemawissen oder Diskurswissen prägen Literatur und ihre Kontexte grundsätzlich.⁸

2011, S. 77–115 und Pethes, Nicolas: „Literatur- und Wissenschaftsgeschichte. Ein Forschungsbericht“. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 28 (2003), S. 181–231. Zum erweiterten Verständnis von Wissenskultur vgl. auch Sandkühler, Hans Jörg: *Kritik der Repräsentation. Einführung in die Theorie der Überzeugungen, der Wissenskulturen und des Wissens*. Frankfurt a.M. 2009, insbes. S. 68–77.

5 Vgl. z.B. die Sammelbände von Köppe: „Literatur und Wissen“; Klinkert, Thomas (Hg.): *Literatur, Wissenschaft und Wissen seit der Epochenschwelle um 1800. Theorie – Epistemologie – komparatistische Fallstudien*. Berlin, New York 2008; vgl. hierzu auch die Beiträge zur umfangreichen Sektion „Kultur und Wissen“ in Erhart, Walter (Hg.): *Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung?* Stuttgart, Weimar 2004 sowie zuvor bereits Vogl, Joseph (Hg.): *Poetologien des Wissens um 1800*. München 1999.

6 Vgl. hierzu insbesondere die Debatte, die in der *Zeitschrift für Germanistik* geführt wurde: Köppe, Tilmann: „Vom Wissen in Literatur“. In: *Zeitschrift für Germanistik N.F.* 17 (2007), S. 398–410; vgl. dazu die (wechselweisen) Erwiderungen: Borgards, Roland: „Wissen und Literatur. Eine Replik auf Tilmann Köppe“. In: *Zeitschrift für Germanistik N.F.* 17 (2007), S. 425–428; Dittrich, Andreas: „Ein Lob der Bescheidenheit. Zum Konflikt zwischen Erkenntnistheorie und Wissensgeschichte“. In: *Zeitschrift für Germanistik* 17 (2007), S. 631–637; Köppe, Tilmann: „Fiktionalität, Wissen, Wissenschaft. Eine Replik auf Roland Borgards und Andreas Dittrich“. In: *Zeitschrift für Germanistik* 17 (2007), S. 638–646; Jannidis, Fotis: „Zuerst Collegium Logicum. Zu Tilmann Köppes Beitrag ‚Vom Wissen in Literatur‘“. In: *Zeitschrift für Germanistik N.F.* 18 (2008), S. 373–377; dazu auch Specht, Benjamin: „Was weiß Literatur? Vier neue Antworten auf eine alte Frage“. In: *KulturPoetik* 10 (2010), S. 234–249.

7 So verfolgte etwa die School of Language & Literature des Freiburg Institute for Advanced Studies zwischen 2007 und 2012 das Rahmenthema „Repräsentation und Wissen“. Ebenso manifestiert sich der Institutionalisierungsschub transdisziplinärer Wissensforschung seit 2008 im PhD-Net „Das Wissen der Literatur“ (Kooperation der Universitäten HU Berlin, Harvard, Princeton und Berkeley) oder dem Graduiertenkolleg 1507 „Expertenkulturen des 12. bis 16. Jahrhunderts“ an der Universität Göttingen.

8 Vgl. zu diesen Grundlagen Köppe: „Literatur und Wissen“, S. 2–5; Danneberg u. Spoerhase: „Literatur und Wissen“ sehen die theoretische „Herausforderung“ der Literaturwissenschaft

Neue Dimensionen erhält die Wissensforschung vielmehr durch die Konkurrenz von Paradigmen, die nach den Entdifferenzierungstendenzen der Kulturwissenschaften in jüngerer Zeit mit aller Schärfe gegeneinander geführt werden: hermeneutische und analytische Orientierungen, bewusstseins- und diskurszentrierte Ansätze, aber auch unterschiedliche Verfahrensmodelle wie Lektüre, Studie oder Explikation werden im Zeichen des Wissensbegriffs verhandelt. Auch die Faszination, die von Literatur als Speichermedium alteritären, schwierigen Wissens oder als Experimentalmedium für neue bzw. unsichere Wissensformen ausgehen mag, trägt zur neuen Geltung literaturwissenschaftlicher Wissensforschung bei. Sie wird nicht zuletzt vom Anspruch getragen, im Aufweis ihrer epistemologischen Relevanz die Wirklichkeit von Literatur zu rehabilitieren. Entsprechend prägen vor allem Forschungen die umrissene Konjunktur, die Interrelationen von Literatur mit *wissenschaftlichen* Kenntnissen und Modellen beleuchten.⁹ Deutlich artikuliert sich auf diese Weise ein gewandeltes Interesse, das jenseits klassischer kunstspezifischer Codierungen wie schön/hässlich oder interessant/uninteressant die Nähe von Literatur zu Codierungen geltungsstärkerer Systeme wie Wissenschaft erprobt.¹⁰

Obwohl in den letzten Jahren mithin ein umfangreiches transdisziplinäres Arbeitsfeld der Wissensforschung entstanden ist, haben sich dennoch keine festen Methodologien ausgebildet. Selbst grundlegende Fragen sind weiterhin umstritten: Was ist Wissen, d. h. wie lässt sich eine Objektdefinition gewinnen, die sich nicht im Rekursivitätsproblem verfängt, das sich bei der Suche nach *Wissen vom Wissen* einstellt, sondern dieses nach wissenschaftlichen Standards überzeugend löst? Woran erkennt man Wissen in fremden Beobachtungskontexten,

„eher in einem Überfluss als in einem Mangel an Wissen“, das in/für Literatur relevant ist (S. 30).

⁹ Vgl. z. B. Klinkert: *Epistemologische Fiktionen*; Danneberg, Lutz u. Friedrich Vollhardt (Hg.): *Wissen in Literatur im 19. Jahrhundert*. Tübingen 2002; mit ausführlichen Forschungshinweisen vgl. auch Krämer: „Intention“ und Pethes: „Literatur- und Wissenschaftsgeschichte“; zur Interferenz von gelehrtem Wissen und Literatur in vormoderner Literatur vgl. auch Bulang, Tobias: *Enzyklopädische Dichtungen. Fallstudien zu Wissen und Literatur in Spätmittelalter und früher Neuzeit*. Berlin 2011.

¹⁰ Mit der Unterscheidung schön/hässlich als Leitdifferenz von Kunst beziehe ich mich auf Luhmann, Niklas: „Ist Kunst codierbar?“. In: *Schriften zu Kunst und Literatur*. Hg. v. Niels Werber. Frankfurt a.M. 2008, S. 14–44; zur Codierung von Kunst als interessant/langweilig vgl. Plumpe, Gerhard u. Niels Werber: „Literatur ist codierbar. Aspekte einer systemtheoretischen Literaturwissenschaft“. In: *Literaturwissenschaft und Systemtheorie. Positionen, Kontroversen, Perspektiven*. Hg. v. Siegfried Schmidt. Opladen 1993, S. 9–43. Dass literarisch hergestellte Nähe zu anderen Systemen Literatur jedoch keineswegs in Wissenschaft, Wirtschaft, Medizin o. a.m. verwandelt, sondern allenfalls deren Codierungen importiert, einlagert, übercodiert, hat jüngst Klinkert: *Epistemologische Fiktionen*, S. 38 unterstrichen.

d.h. wie lässt sich Wissensforschung derart operationalisieren, dass für die Analyse von Wissen keine Einheits- oder Kontinuitätsunterstellungen zwischen Beobachter und Beobachtungsobjekt vorausgesetzt werden müssen, die häufig auf Intuitionen z.B. hinsichtlich vermeintlicher Wissenstextsorten oder auf Introspektionen z.B. in Mentalitäten oder psychische Akte des Wissens gründen? Und schließlich: Sind Literaturwissenschaftler hierfür überhaupt qualifiziert, d.h. ist das Objekt Wissen mit Literatur überhaupt gegeben und mit literaturwissenschaftlichen Mitteln zugänglich? Auffällig ist, dass Grundfragen dieser Art in der gegenwärtigen Diskussion häufig vermieden werden. Wo Antworten explizit zur Debatte gestellt wurden, blieben diese kontrovers.

Forschungsberichte unterstreichen zusätzlich den Befund, dass methodische und begriffliche Grundlagen der Wissensforschung kaum gesichert sind.¹¹ Dies liegt nicht allein an der Pluralisierung von Methoden und Paradigmen innerhalb der Literaturwissenschaften. Entscheidend verschärft werden Orientierungsprobleme vielmehr durch den Umstand, dass unter den Stichworten *Wissen und Literatur* nicht bloß divergente Theorievorschläge, sondern divergente Axiome und methodische Grundvoraussetzungen aus dem Gesamtbestand von Geistes-, Natur- und Sozialwissenschaften aufeinandertreffen. Es geht also nicht nur um die Frage, inwiefern Literatur eine „Form des Wissens“¹² darstellt oder „historisch relevantes Wissen [...] organisiert“.¹³ Noch grundlegender ist derzeit offen, auf welcher Basis sich eine solche Frage sinnvoll stellen lässt, wenn hierarchische Ordnungsfunktionen der Wissensdebatte – von der Expertenrolle bis zum Vorrang einzelner

11 Vgl. zuletzt Köppe: „Literatur und Wissen“, zusammenfassend S. 1; Danneberg u. Spoerhase: „Literatur und Wissen“, deren methodische Diskussion verdeutlicht, dass im Verhältnis von Wissen und Literatur derzeit mehr Problemfelder als etablierte Methoden, mehr Thesen als Klärungen vorliegen. Selbst in Leitdisziplinen der methodologischen Debatte wie z.B. der philosophischen Wissensforschung zeigt sich ein ähnlicher Stand: „Die Erfahrung lehrt, dass es in 2000 Jahren Philosophie nicht gelungen ist, die Probleme der Gewissheit und der Wahrheit des Wissens allgemeingültig zu lösen“; Sandkühler: *Kritik der Repräsentation*, S. 217; ebenso Wengenroth: „Reflexive Modernisierung“, S. 18. Speziell aus mediävistisch-literaturwissenschaftlicher Sicht unterstreicht auch Bulang: *Enzyklopädische Dichtungen*, dass das Verhältnis von Literatur und Wissen „nach wie vor als klärungsbedürftig“ zu betrachten ist (S. 14).

12 Geisenhanslüke, Achim: „Was ist Literatur? Zum Streit von Literatur und Wissen“. In: *Was ist Literatur? Basistexte Literaturtheorie*. Hg. v. Jörn Gottschalk u. Tilmann Köppe. Paderborn 2006, S. 108–122, hier S. 120.

13 Vollhardt, Friedrich: „Wissen in Literatur im 19. Jahrhundert. Zur Einführung in den Band“. In: *Wissen in Literatur im 19. Jahrhundert*. Hg. v. Lutz Danneberg u. Friedrich Vollhardt. Tübingen 2002, S. 1–6, hier S. 2.

Wissenskonzepte – ihren souveränen disziplinenübergreifenden Status eingebüßt haben.¹⁴

Gefordert ist dazu nicht eine weitere *spezifische* Theorie des Wissens, sondern zunächst ein *übergeordnetes* Modell, das auf die Orientierungsbedürfnisse der aktuellen Forschungsdebatte um konkurrierende Theorien des Wissens antwortet und dabei den unterschiedlichen Ansprüchen Rechnung tragen kann, die ihre divergierenden Fachvoraussetzungen und Erkenntnisinteressen (etwa hinsichtlich Historisierung oder analytischer Explikation) aufwerfen.¹⁵ Wie lässt sich ein solches Modell bilden, ohne einzelne kontroverse Positionen normativ festzuschreiben? Der Vorschlag der vorliegenden Arbeit besteht darin, so voraussetzungsarm wie möglich anzusetzen und der Gefahr des *top-down*-Theoriebaus durch Querschnitte von systematisch und historisch unterschiedlichen Wissenssemantiken entgegenzusteuern. Denn sowohl Wissenstheorien als auch die Diskursgeschichte von Wissenskulturen liefern aufschlussreiche Ansatzpunkte, um einen Anforderungskatalog für ein solches Modell zu erstellen. Wie die annähernd 2500jährige Kulturgeschichte ihrer Diskussion eindrücklich belegt, kann es nicht darum gehen, eine widerspruchsfreie Version des Wissensbegriffs herauspräparieren zu wollen, ist seine Geschichte doch konstitutiv mit Irritationen, Grenzverletzungen und Evolutionen von Wissensentwürfen verknüpft. Auch innerhalb unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen und Forschungszweige haben unterschiedliche Wissensbegriffe ihre Berechtigung.

Noch aufschlussreicher als begriffliche Einzellösungen und Prämissen könnten daher Probleme und Reizpunkte sein, die Wissensreflexionen quer zu ihrer disziplinären Zugehörigkeit beharrlich umkreisen und die jene Rahmen abstecken, innerhalb derer etwas als Wissen wahrgenommen und bezeichnet wird. Wenn sich der Wissensbegriff der transdisziplinären Klärung entzieht, so könnten gerade diese Schwierigkeiten zu seinen Gebrauchsbedingungen gehören, die es ernst zu nehmen gilt.

¹⁴ Vgl. zu dieser Lage mit weiteren Literaturhinweisen Wehling: „Grenzen der Erkenntnis“, S. 108–112; Wengenroth: „Reflexive Modernisierung“, S. 19.

¹⁵ Ein solches Modell ist in der Forschung gefordert worden, aber bislang nicht entwickelt. Vgl. etwa Specht: „Was weiß Literatur?“, S. 248: „Diese Vielstimmigkeit [von Wissensbestimmungen] ist aber vielleicht gerade kein Malus, sondern könnte die Basis bilden, in kommenden Untersuchungen verstärkt nach der Vermittlung von systematischen Modellen und den historisch und medial bedingten Phänomenen zu fahnden.“ Vgl. für die Mediävistik auch die Forderung von Bulang: *Enzyklopädische Dichtungen*, „nicht allein die Ebene der zu untersuchenden Objekte“ zu berücksichtigen, sondern „auch eine methodische Reflexion auf die Historizität der anzusetzenden Kategorien“ für die Entwicklung eines Wissensmodells anzustreben. In diese Richtung zielt die vorliegende Arbeit.

Während bestehende Arbeiten zumeist nur einzelne Theriefamilien bevorzugen oder überhaupt zu Wort kommen lassen (z. B. diskurstheoretische oder wissenschaftspöologische Ansätze der Kulturwissenschaften einerseits; analytische Erkenntnistheorien andererseits etc.), könnte es weiter führen, hierfür das Feld der Wissensforschung in seiner Breite in den Blick zu nehmen. Innerhalb dieses Feldes lassen sich familienähnliche Gruppen unterscheiden. Sie entspringen zwar unterschiedlichen Disziplinen und Richtungen, beschreiben jedoch das Verhältnis von Literatur und Wissen nach gemeinsamen Intuitionen und werfen verwandte Probleme auf. Nacheinander sollen im Folgenden Ansätze gesichtet werden, die Wissen und Literatur eng verschränken (Kap. II.1.1: Wissen *in* Literatur), als mögliche, aber nicht notwendige Verbindung modellieren (Kap. II.1.2: Wissen *und* Literatur) oder aber als gegensätzliche, sich wechselseitig ausschließende Disjunktion beschreiben (Kap. II.1.3: Wissen *oder* Literatur).¹⁶

Das zu sondierende theoretische Spektrum liefert Prämissen und Probleme, die ein leistungsfähiges Modell aufnehmen muss. Aber auch exemplarische Längsschnitte aus der Diskursgeschichte der Wissensdiskussion (Kap. II.1.4) verweisen auf Ansatzpunkte, um einen gehaltvollen, aber selbst voraussetzungsarmen Anforderungskatalog zu erstellen (Kap. II.1.5). Erst auf dieser Basis lässt sich ein abstrakter Rahmen entwickeln, der je nach Beobachtungskontext und disziplinären Interessen gestattet, adäquate Wissenstheorien zu entwickeln und Untersuchungsbegriffe zu generieren. Ein Vorschlag zu einem solchen Modellrahmen wird mithilfe des Anforderungskatalogs sowie Begriffsressourcen der Systemtheorie vorgestellt (Kap. II.1.6).

Ein solcher Rahmen bietet keine Theorie des Wissens, sondern etabliert zunächst eine allgemeine Beschreibungsebene, auf die sich unterschiedlichste Konzepte, Phänomene und Funktionen von Wissensentwürfen beziehen lassen. Ihre Abstraktionslage und ihr nicht-axiomatisches Design bieten dabei zwei entscheidende Vorteile. Da sie nicht einzelne Begriffe zur unhintergehbaren Voraussetzung erklären, sondern auf einem Katalog weitverbreiteter, einschlägiger Unterscheidungen von Wissensdiskursen aufbaut, verwandelt sie zum einen die scheinbaren Schwächen von Wissensbegriffen in Stärken: chronische Problemstellen (z. B. Begründungs- und Regressionsprobleme von Gewissheit, Stabilisie-

¹⁶ Diese Unterscheidung strukturieren logische Gesichtspunkte: Wissen und Literatur werden häufig als *notwendige*, *mögliche* oder aber *unmögliche* Verbindung betrachtet. Eine stärker funktionale Systematisierung entwirft dagegen Klinkert, Thomas: „Literatur und Wissen. Überlegungen zur theoretischen Begründbarkeit ihres Zusammenhangs“. In: *Literatur und Wissen. Theoretisch-methodische Zugänge*. Hg. v. Tilmann Köppe. Berlin, New York 2011, S. 116–139: Literatur stehe demnach zu Wissen häufig in Beziehungen von (1.) Rezeption/Import, (2.) Korrelation, (3.) Innovation oder (4.) Reflexion/Problematisierung.

rungs- und Universalisierungsprobleme angesichts historischer Wissensveränderung u. a. m.) können als Ausdruck von Abgrenzungsbemühungen verstanden werden, die den Raum möglicher Konzeptionen des Wissens abstecken.

Zum anderen lassen sich von einer allgemeinen Ebene wiederum konkretere Wissensdiskurse (mit jeweils eigenen Bedingungen) ansteuern, ohne dass hierzu ein ahistorisches, vermeintlich universales Wissenskonzept postuliert werden müsste. Das im Folgenden entwickelte zweistufige Modell verfolgt vielmehr den Anspruch, eine allgemeine Bezugsebene für Kontexte der Wissensforschung bereitzustellen, welche die jeweiligen Erfordernisse dieser Kontexte (z. B. historischer, terminologischer oder operativer Art) berücksichtigen kann.¹⁷

Lässt sich eine solche allgemeine Ebene ansetzen, so verlangt dies je nach Beobachtungsziel, ihre organisierenden Begriffe für die Analysearbeit zu konkretisieren – und so z. B. für die Beobachtung mittelalterlicher Mythographie in Romanform ein konkreteres Set von Begriffen zu wählen, das speziell mediävistischen Beschreibungsbedürfnissen entspricht (Kap. II.1.7: Leitbegriffe der Studien). Hilfreich erweist sich hier eine übergeordnete Modellebene, wenn sie die Suche und Auswahl solcher Begriffe leitet und zugleich im Rahmen einer allgemeinen Wissensforschung transparent macht, welche spezifischen Wissensformen damit in den Blick kommen. Sowohl der analytischen Spezialisierung als auch der übergreifenden Vergleichbarkeit wird damit zugearbeitet. Kurz gesagt schlägt die vorliegende Arbeit also zur Organisation gegenwärtiger Theorieprobleme der Wissensforschung ein mehrstufiges Design vor, das zwischen abstrakter Modellebene und konkreteren Ebenen der Theorie methodisch zu unterscheiden hilft.

1.1 Wissen *in* Literatur

Den engsten Zusammenhang von Literatur und Wissen postuliert eine Reihe von Ansätzen, die sich als Verschränkungstheorien bündeln lassen. Gemeinsam teilen sie die Prämisse, dass literarische Texte nicht nur Wissensbestände importieren, verhandeln oder produzieren *können*, sondern konstitutiv in Wissensstrukturen eingebunden sind. Literatur steht danach z. B. mit Wissenschaft nicht in bloß *möglicher* bzw. *inferenzieller*, sondern *notwendiger* und *konstitutiver* Verbindung:

¹⁷ Ein solches mehrstufiges Design scheint besonders angesichts der Tatsache gefordert, dass methodische Bezugsmöglichkeiten von *allgemeinen* Beschreibungsebenen und *speziellen* Strukturen und Elementen von Wissenskonzeptionen bislang wenig beleuchtet wurden; vgl. dazu Krämer: „Intention“, S. 115 [dort bezogen auf das Verhältnis von Literatur und Wissenschaften und seiner Erforschung].

„in einem Raum des Wissens“.¹⁸ In der kulturwissenschaftlichen Wissensforschung sind vor allem drei Orientierungen methodisch prominent geworden: (a) diskursanalytische Ansätze auf den Spuren Foucaults, (b) das ethnographisch inspirierte Modell der *thick description* sowie (c) dynamische Transferkonzepte wie Zirkulation (*circulation*) und Verhandlung (*negotiation*), die aus den Arbeiten Stephen Greenblatts in die Methodologie des New Historicism eingingen.

(a) Während analytische Erkenntnistheorien Wissen in der Regel als wahre, gerechtfertigte Überzeugung beschreiben,¹⁹ weisen diskurstheoretisch orientierte Positionen die von solchen Konzepten vorausgesetzte Zentrierung des Wissensbegriffs auf personales Bewusstsein ebenso wie die Annahme einer objektiven Welt als Verifikationshorizont zurück. Wie Kommunikation im Allgemeinen gehört auch Literatur im Besonderen zu den diskursiven Praktiken, über die eine Kultur erzeugt und begrenzt, was in ihr als mögliches Wissen geäußert und gewusst werden kann – und was dagegen unterdrückt, ausgegrenzt oder als unvernünftige Äußerungsform markiert wird. Solche (historisch veränderlichen) Gesamtheiten des Wissbaren und seine Regularitäten fasst Foucault als *Episteme* zusammen, womit der Wissensbegriff eine an der Modalform der Möglichkeit orientierte Fassung erhält.²⁰

Der diskursanalytische Wissensbegriff zielt damit nicht auf singuläre Urteilsakte oder subjektive Wahrheitsüberzeugungen, sondern auf historisch veränderliche Regelmäßigkeiten, nach denen Wissen „erst ausgehend von einem komplexen Feld des Diskurses konstruiert“ wird:²¹ über allgemeine „Praktiken [...], die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“.²² Wissen wird demnach greifbar als reguliertes Zusammenspiel von Begriffen, Gegenständen, Strategien und Redemodalitäten, die zusammen Äußerungen formieren.

Foucault weitet den Begriff des Wissens somit über traditionelle Unterscheidungen von explizitem und implizitem, wissenschaftlichem und erfahrungsmäßigem Wissen hinaus aus, wenn er Wissen als die „Menge von einer diskursiven Praxis regelmäßig gebildeten [...] Elemente“ versteht, die „auch in

18 So charakterisiert Krämer: „Intention“, S. 100 die Grundannahme der im Folgenden zusammengefassten Ansätze (bei Krämer unter dem Titel der „Zirkulationskonzeption“).

19 Vgl. zu dieser „Standarddefinition von ‚Wissen‘“ Sandkühler: *Kritik der Repräsentation*, S. 12f. und 207–213.

20 Vgl. v. a. Foucault, Michel: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt a.M. 1974; Ders.: *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a.M. 1981. Zum Möglichkeitsmodus dieses Ansatzes vgl. Kellner, Beate u. Peter Strohschneider: „Erzählen und Episteme“. In: *Erzählen und Episteme. Literatur im 16. Jahrhundert*. Hg. v. Beate Kellner u. Peter Strohschneider. Berlin, New York 2011, S. 1–19, hier S. 5f.

21 Foucault: *Archäologie des Wissens*, S. 36.

22 Foucault: *Archäologie des Wissens*, S. 74.

Fiktionen, in Überlegungen, in Berichten, institutionellen Verordnungen, in politischen Entscheidungen liegen“ können.²³ Literaturwissenschaftliche Ansätze, die sich um Diskursgeschichten des Wissens bemühen, geht es entsprechend „um den Nachweis, dass die Literatur an der grundständigen Kodierung des Blickes aktiv beteiligt ist“,²⁴ wie Roland Borgards formuliert. Als diskursives Ereignis wird Literatur damit eine Doppelfunktion zugesprochen: „Sie reproduziert und produziert Wissen; sie ist eine Repräsentationsweise und im gleichen Zuge ein Konstruktionsmodus von Wissen.“²⁵

Getragen von mentalitätsgeschichtlichen Forschungen war es Foucaults erklärtes Ziel gewesen, den vermeintlichen Abstand zwischen Texten und Wirklichkeit zu überbrücken, indem dieser als konstruktives Kontinuum von Diskursen enthüllt wird. Dies aber legt zugleich nahe, unterschiedliche Äußerungsformen tendenziell einzuebnen. Ob Texten so zum Beispiel der Status der Fiktionalität zugeschrieben und damit interne Wissensreferenz dominant wird oder ob andere Modi der Wirklichkeitsreferenz die Selbstbeschreibungen von Texten prägen,²⁶ wird oft programmatisch übergangen.²⁷ Das Diskurskonzept des Wissens läuft

23 Foucault: *Archäologie des Wissens*, S. 259 bzw. S. 261. Wissen wird damit von Foucault weiter gefasst als Erkenntnis („connaissance“), eine „klare Definition von Wissenschaft bewußt suspendiert“; Schneider, Ulrich Johannes: „Wissensgeschichte, nicht Wissenschaftsgeschichte“. In: *Michel Foucault. Zwischenbilanz einer Rezeption*. Hg. v. Axel Honneth u. Martin Saar. Frankfurt a.M. 2003, S. 220–229, hier S. 221. Im Anschluss an Foucault sind auch literaturwissenschaftliche Ansätze dieser Ausweitung des Wissensbegriffs gefolgt; vgl. Titzmann, Michael: „Kulturelles Wissen – Diskurs – Denksystem. Zu einigen Grundbegriffen der Literaturgeschichtsschreibung“. In: *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* 99 (1989), S. 47–61; als historische Fallstudien zu diesem Ansatz vgl. Kellner, Beate u. Peter Strohschneider (Hg.): *Erzählen und Episteme. Literatur im 16. Jahrhundert*. Berlin, New York 2011. Kritisch wird dieser erweiterte Wissensbegriff diskutiert von Bulang: *Enzyklopädische Dichtungen*, S. 16f. und S. 27–30.

24 Borgards: „Wissen und Literatur“, S. 427.

25 Borgards, Roland u. Harald Neumeyer: „Der Ort der Literatur in einer Geschichte des Wissens. Plädoyer für eine entgrenzte Philologie“. In: *Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung?* Hg. v. Walter Erhart. Stuttgart, Weimar 2004, S. 210–222, hier S. 212.

26 Vgl. zu dieser Unterscheidung Luhmann, Niklas: „Literatur als fiktionale Realität“. In: *Schriften zu Kunst und Literatur*. Hg. v. Niels Werber. Frankfurt a.M. 2008, S. 276–291.

27 Bündig fasst Gilles Deleuze daher für Foucaults Diskurskonzept zusammen: „Wissenschaft und Poesie sind gleichermaßen Wissen.“ Deleuze, Gilles: *Foucault*. Frankfurt a.M. 1987, S. 34. – Der Unterschied zwischen Referenzarten wird in diskursanalytischen Wissensanalysen somit nicht einfach zurückgestuft, sondern gezielt aufgehoben. Vgl. Vogl, Joseph: „Für eine Poetologie des Wissens“. In: *Die Literatur und die Wissenschaften 1770–1930*. Hg. v. Karl Richter, Jörg Schönert u. Michael Titzmann. Stuttgart 1997, S. 107–127, hier S. 123: „[Dadurch werden] die Gegenüberstellungen von Innen und Außen, Subjektivem und Objektivem, Imaginärem und Realität unterlaufen; der Gegensatz zwischen Fiktion und Nicht-Fiktion ist ein ungenügendes Kriterium, selbst referenzlose Aussagen haben diskursive Objekte.“ Diese Entdifferenzierung hat

damit nicht nur geistphilosophischen und ontologischen Prämissen klassischer Erkenntnistheorien entgegen, sondern sperrt sich auch gegenüber deren Anspruch, unterschiedliche Referenzarten scharf abzugrenzen. In Programmen zur Erforschung der *poetischen* Strukturierung von Wissensordnungen findet solche Entdifferenzierung des Wissensbegriffs aktuelle Fortsetzungen.²⁸

(b) Verschränkungen von kulturellem Wissen und der Interpretation literarischer Texte postulierte Anfang der 1970er Jahre auch der Ethnologe Clifford Geertz im Rahmen seines Interpretationsmodells der *thick description*. Geertz zufolge teilen literarische Texte (als Objekte des Literaturwissenschaftlers) und kulturelle Praktiken (als Objekte des Ethnologen) mindestens zwei grundlegende Eigenschaften: Beide besitzen Textualitätscharakter und sind daher nicht objektiv gegeben, sondern nur durch interpretative Akte der teilnehmenden Beobachtung zugänglich. Im Einklang mit der hermeneutischen Tradition sieht Geertz darin das Eindringen des Untersuchenden in das Untersuchungsobjekt: „A good interpretation of anything – a poem, a person, a history, a ritual, an institution, a society – takes us into the heart of that of which it is the interpretation.“²⁹ Dies hat zur Konsequenz, dass nicht das Untersuchungsobjekt *an sich* repräsentierbar ist,

gerade seitens der historischen Textwissenschaften die Kritik hervorgerufen, spezifisch ästhetische Verfahren würden durch solche Diskursgeschichten des Wissens nivelliert; vgl. z.B. Kellner, Beate: „Melusinengeschichten im Mittelalter. Formen und Möglichkeiten ihrer diskursiven Vernetzung“. In: *Text und Kultur. Mittelalterliche Literatur 1150 – 1450*. Hg. v. Ursula Peters. Stuttgart 2001, S. 268–295, insbes. S. 271. An anderen Stellen unterscheiden Vertreter des wissenspoetologischen Ansatzes hingegen deutlicher zwischen Wissen und Wissenschaft: vgl. z.B. Vogl, Joseph: *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen*. München 2002, S. 15. **28** Vgl. Vogl: „Poetologie des Wissens“; Borgards u. Neumeyer: „Ort der Literatur in einer Geschichte des Wissens“; Neumeyer, Harald: „Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft (Diskursanalyse, *New Historicism*, ‚Poetologien des Wissens‘). Oder: Wie aufgeklärt ist die Romantik?“. In: *Kulturwissenschaftliche Literaturwissenschaft. Disziplinäre Ansätze – Theoretische Positionen – Transdisziplinäre Perspektiven*. Hg. v. Ansgar Nünning u. Roy Sommer. Tübingen 2004, S. 177–194; Pethes, Nicolas: „Poetik/Wissen. Konzeptionen eines problematischen Transfers“. In: *Romantische Wissenspoetik. Die Künste und die Wissenschaften um 1800*. Hg. v. Gabriele Brandstetter u. Gerhard Neumann. Würzburg 2004, S. 341–372; zur Rekonstruktion dieses Programms vgl. auch Klinkert: „Literatur und Wissen“, S. 134–136. Kritisch zur Entdifferenzierung bzw. mangelnden Begriffsschärfung dieser Ansätze vgl. Stiening, Gideon: „Am ‚Ungrund‘ oder: Was sind und zu welchem Ende studiert man ‚Poetologien des Wissens‘?“. In: *KulturPoetik 7* (2007), S. 234–248 und Ders.: „Und das Ganze belebt, so wie das Einzelne, sei“. Zum Verhältnis von Wissen und Literatur am Beispiel von Goethes *Die Metamorphose der Pflanzen*. In: *Literatur und Wissen. Theoretisch-methodische Zugänge*. Hg. v. Tilmann Köppe. Berlin, New York 2011, S. 192–213.

29 Geertz, Clifford: „Thick description. Toward an interpretive theory of culture“. In: *The interpretation of cultures. Selected essays*. New York 2000, S. 3–30, hier S. 18.

sondern strenggenommen nur die Interaktion von Beobachtetem und Beobachter, die in kulturelle Zeichensysteme eingelagert bleibt:

As interworked systems of construable signs [...], culture is not a power, something to which social events, behaviors, institutions, or processes can be causally attributed; it is a context, something within which they can be intelligibly – that is, thickly – described.³⁰

Statt beobachterunabhängiger Objektivität nähert sich das kulturanthropologische Beschreiben somit Akten des Fingierens an, die aus der engen Interrelation von Beobachter und Beobachtetem resultieren.³¹ Wissen existiert demnach nicht statisch, sondern reproduziert sich in dynamischen Interaktionen von Sozialformen und Institutionen, Körpern und Praktiken, Texten und anderen Artefakten. Diese Dynamiken des kulturellen Wissens lassen sich von ihren Sinnrahmen nicht abstrahieren, sondern nur in ihnen *dicht* beschreiben.

Auch das Geertzsche Modell der *dichten Beschreibung* weitet damit das Wissenskonzept aus, indem es Zeichen- und Auslegungspraktiken auf die Ebene der Kultur bezieht und kulturelle Symbolisierungsleistungen zur anthropologischen Universalie erhebt: „In fact, this type of reciprocally relationship between somatic and extrasomatic phenomena seems to have been of crucial significance during the whole of the primate advance“ – „cultural resources are ingredient, not accessory, to human thought.“³² Geertz' suggestive Leitmetapher von der Kultur als Text erschwert jedoch, Wissen als analytische Kategorie zu präzisieren. Je stärker sich damit die theoretische Aufmerksamkeit von Wissen zu Interpretation verschiebt, desto weniger lassen sich die Objektivitätsansprüche von Wissen im Rahmen einer solchen interpretativen Kulturtheorie einholen.³³

(c) Auf diesen Präziserungsbedarf reagiert ein drittes Verschränkungsmodell, das für literaturwissenschaftliche Wissensforschung ebenfalls prominent ge-

30 Geertz: „Thick description“, S. 14.

31 Diese Interdependenz des Beobachtens führten innerhalb der Ethnologie zur Diskussion über literarische Verfahren als Möglichkeiten ethnographischer Repräsentation: vgl. in Reaktion auf Geertz v. a. Clifford, James: *The predicament of culture. Twentieth-century ethnography, literature, and art*. Cambridge, Mass. 2002. Umgekehrt regte dies auch in der Literaturwissenschaft ein verstärktes Interesse für Fragestellungen und Beobachtungssituationen der Ethnologie an: vgl. Bachmann-Medick, Doris (Hg.): *Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft*. Basel, Tübingen 2004.

32 Geertz, Clifford: „The growth of culture and the evolution of mind“. In: *The interpretation of cultures. Selected essays*. New York 2000, S. 55–83, hier S. 68 / S. 83.

33 Vgl. zu dieser Verschiebung in der Geschichte ethnologischer Kulturtheorie Reckwitz, Andreas: „Die Kontingenzzperspektive der ‚Kultur‘. Kulturbegriffe, Kulturtheorien und das kulturwissenschaftliche Forschungsprogramm“. In: *Unschärfe Grenzen. Perspektiven der Kulturosoziologie*. 2. Aufl. Bielefeld 2010, S. 15–45, insbes. S. 22f. und 33f.

worden ist: die Literaturtheorie des New Historicism und ihr Leitkonzept der *Zirkulation* sozialer Energien.³⁴ Aufbauend auf die Prämisse der Textförmigkeit von Kultur entwarfen erstmals Stephen Greenblatts Shakespeare-Lektüren ein Untersuchungsmodell der *poetics of culture*, das sowohl nach den spezifischen Funktionen von Texten als auch nach den kollektiven Praktiken und Zeichensystemen ihrer Erzeugung fragt.

Literatur partizipiert Greenblatt zufolge grundsätzlich an kollektiven Wahrnehmungseinstellungen und Erfahrungsmustern, die als „social energy“ sämtliche Praktiken und Artefakte einer soziohistorischen Formation durchdringen; Sprache stellt dazu das zentrale Medium bereit.³⁵ Macht, religiöses Charisma, aber ebenso sexuelle Erregung, Begehren und andere Energien können in einer Gesellschaft zirkulieren, wobei sie unterschiedliche Schwellen und Grenzen überschreiten. Ihre Grenzüberschreitungen bezeichnet Greenblatt als „cultural transactions“, weil sie mit spezifischen Verschiebungen einher gehen.³⁶ Literatur lässt sich dementsprechend als Produkt von Transformationen betrachten, in denen soziale Energien in spezifisch ästhetische Formen umgesetzt werden.

Für die Verschränkung von Literatur und kulturellem Wissen ist die Metapher der *transaction* in zweifacher Hinsicht zentral. Denn einerseits fasst sie Operationen zusammen, die soziales Wissen in Literatur überführen und gleichzeitig recodieren: Verfahren der Isolierung, Entkonkretisierung, der rhetorischen Verschleierung oder anderer Arten der Ähnlichkeitsreduktion erzeugen Differenz zwischen literarischen Texten und ihren sozialen Kontexten – so gesehen bewirken *transactions* Übertragungen, die funktionale und referentielle Abstände schaffen.

Zum anderen unterhalten Texte weiterhin Austauschbeziehungen zu den sozialen Energien, aus denen sie sich speisen. Anstatt Wissen unverändert abzubilden oder aber zur Unkenntlichkeit zu verändern, kann Literatur dessen soziale Codes bearbeiten und neue Bedeutungsstrukturen prägen, die auf kulturelles Wissen zurückwirken. Wissen und Literatur sind somit nicht bloß durch einseitige Transfers, sondern durch reversible Übertragungen verbunden: durch *negotiation*

³⁴ Vgl. grundlegend Greenblatt, Stephen: „Towards a poetics of culture“. In: *The New Historicism*. Hg. v. H. Aram Veeseer. New York 1989, S. 1–14 sowie das methodologische Einleitungskapitel in Greenblatt, Stephen: *Shakespearean negotiations. The circulation of social energy in Renaissance England*. Oxford 1990, S. 1–20.

³⁵ Greenblatt: *Shakespearean negotiations*, S. 19 / S. 4.

³⁶ Greenblatt: *Shakespearean negotiations*, S. 4; vgl. auch Greenblatt: „Poetics of culture“, S. 8. Zu Zirkulation als Leitkonzept literaturwissenschaftlicher Wissensforschung vgl. im Anschluss an Greenblatt auch Borgards u. Neumeyer: „Ort der Literatur in einer Geschichte des Wissens“, S. 214.

and exchange,³⁷ die Wahrnehmbarkeit von sozialer Energie und deren funktionale und formale Verschiebungen permanent vermitteln. Dieses Wissen der Literatur lässt sich besonders leicht dort aufdecken, wo seine Ökonomie weniger stark verdeckt wird: in Texten jenseits des normativen Literaturkanons, in beiläufigen intertextuellen Bezügen, in übercodierten randständigen Details.³⁸ Konzepte der Zirkulation und der Verhandlung von Wissen in und durch Literatur sind in der Literaturwissenschaft ausgesprochen produktiv geworden, selbst wo diese auf andere Theorien als den Prämissen des New Historicism aufsetzen.³⁹ Trotz aller Unterschiede teilen ihre Ansätze die grundlegende Auffassung, Literatur repräsentiere nicht einfach bestehendes kulturelles, soziales oder wissenschaftliches Wissen, sondern transformiere, reflektiere und evolviere Wissensbestände.

Damit sind nur wenige, aber einflussreiche Modelle umrissen, die Thesen zur konstitutiven Verschränkung von Wissen und Literatur vertreten. Ihre leitenden Prämissen, aber auch ihre zentralen Probleme gilt es im Hinblick auf eine übergeordnete Modellbildung festzuhalten. Alle genannten Ansätze verbindet einerseits (1.) ein ausgeprägtes Bewusstsein für die Historizität bzw. Diskontinuität von Wissensformationen. Sie betrachten Wissen (2.) als Erzeugungssysteme, die ihrerseits veränderbar sind, (3.) auch nicht-propositionale Formen umfassen (z. B. *knowing how*, *knowledge by acquaintance*) und (4.) kollektiv verankert sind.

Andererseits werfen ihre leitenden Entscheidungen auch methodische Probleme auf, die zum Teil bereits von ihren Vertretern artikuliert werden, in der jüngeren Diskussion der Wissensforschung jedoch offener zutage treten: (1.) Programmatisch lösen sie die Unterscheidung von Text und Welt auf – diskursive Formationen, Kultur, soziale Energien oder Wissen treten als neue Einheitsbegriffe an ihre Stelle. Verschärfte Rekursivitätsprobleme sind die Folge: Wissen als diskursive Regularität lässt sich nur unter Verwendung diskursiver Praxis untersuchen; *dichte Beschreibungen* von kulturellem Wissen in Literatur führen vom Wunsch nach Fremdverstehen in Rückkopplungen der „constructions of other people’s constructions“ hinein.⁴⁰ Mag den Wissenshistoriker auch der Wunsch leiten, „mit den Toten zu sprechen“ (Greenblatt),⁴¹ so vervielfacht seine Beobachtung nur den Abstand, produziert er doch seinerseits *negotiations* mit historischen Kulturen, deren *negotiations* er zu beschreiben beabsichtigt. (2.) Alle genannten Ansätze schöpfen ihre Provokation daraus, Phänomene und Konzepte

37 Greenblatt: *Shakespearean negotiations*, S. 12.

38 Greenblatt: *Shakespearean negotiations*, S. 4: „less at the presumed center of the literary domain than at its borders [...], at the margins of the text“.

39 Vgl. hierzu den Überblick von Krämer: „Intention“, S. 98–113.

40 So pointiert Geertz: „Thick description“, S. 9 das ethnographische Repräsentationsproblem.

41 Vgl. Greenblatt: *Shakespearean negotiations*, S. 7 (Übersetzung B.G.); vgl. auch S. 1.

des Wissens zu entspezifizieren. Ihre allgemeineren Fragen nach diskursiven Praktiken, kulturellen Formen oder sozialer Energie drohen Differenzen zwischen unterschiedlichen Modi, Artikulationsformen oder Medien des Wissens einzu-ebnen. (3.) Insbesondere für die konkrete Analysearbeit verschärft dies das Problem, Wissensstrukturen präzise fassen, aber auch ihre Grenzen angeben zu können.

1.2 Wissen und Literatur

Angesichts der methodischen Schwierigkeiten, welche die Entgrenzung des Wissensbegriffs auf Ebene des Diskurses oder der Kultur mit sich bringt, formulieren viele Ansätze vorsichtigere Prämissen: Literatur und Wissen *können*, aber *müssen nicht* interferieren, so die Basisannahme einer Vielzahl von Positionen unterschiedlicher theoretischer Orientierung. Wissen und Literatur als *mögliche*, aber keineswegs sichere oder *notwendige* Verbindung zu beschreiben, verweist auf eine Diskussion, die seit der Antike geführt wird. Sie wird durch eine Wahrheitskritik literarischen Wissens angestoßen, die auf epochale Umstellung von oralen Dichtungstraditionen zu schriftgestützter Literatur reagiert:⁴² Die Musen der Dichter verstehen die Wahrheit zu sagen, aber ebenso zu lügen, lautet das Argument seit Hesiod;⁴³ wer sich von den Epen Homers Fachwissen über Medizin oder Wagenlenken erhofft, ist Platon zufolge schlecht beraten.⁴⁴ Auch Aristoteles unterscheidet – gleichwohl unter positiven Vorzeichen – Tatsachenwissen von demjenigen Wissen, das in literarischer Kunst zugänglich wird: Von der Geschichtsschreibung hebe sich die Dichtung dadurch ab, dass sie nicht das wirklich Geschehene mitteile, sondern das, was geschehen könnte – „das nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit oder Notwendigkeit Mögliche“.⁴⁵ Literatur muss damit

42 Vgl. Rösler, Wolfgang: „Die Entdeckung der Fiktionalität in der Antike“. In: *Poetica* 12 (1980), S. 283–319.

43 Vgl. Hesiod: *Theogonie. Griechisch/Deutsch*. Hg. u. übers. v. Otto Schönberger. Stuttgart 1999, S. 4f. (V. 27f.).

44 Vgl. Platon: „Ion“. In: *Werke in acht Bänden. Griechisch und Deutsch*. Bd. 1. Hg. v. Gunther Eigler. Übers. v. Friedrich Schleiermacher. 4. Aufl. Darmstadt 2005, S. 1–39, hier S. 24–33 (537c–540a). Zur Nachwirkung dieser Kritik vgl. Schlaffer, Heinz: *Poesie und Wissen. Die Entstehung des ästhetischen Bewußtseins und der philologischen Erkenntnis*. Frankfurt a.M. 2005 und Curtius, Ernst Robert: *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. 11. Aufl. Tübingen 1993, S. 210–213.

45 Aristoteles: *Poetik. Griechisch / Deutsch*. Hg. u. übers. v. Manfred Fuhrmann. Stuttgart 1994, S. 28–31 (1451a).

weder den Wirklichkeitsbedingungen der Historiographie genügen, noch steht sie unter dem Notwendigkeitsanspruch der Philosophie.

Der Modus des Möglichen, den Aristoteles der Literatur zuweist, bildet über vielfältige ästhetikgeschichtliche Transformationen hinweg den Ausgangspunkt auch für literaturwissenschaftliche Wissensmodelle. Dies gilt zum einen für Beschreibungen, die bei der Fiktionalität literarischer Texte ansetzen:⁴⁶ Statt auf Wirklichkeit zu referieren, entwerfen Aussagesätze in fiktionaler Literatur nur den „allgemeinen Typus“ von Zeiten, „möglichen“ Sachverhalten und Gegenständen; der „quasi-urteilsmäßige Charakter“ von Aussagen literarischer Texte sei nicht eigentlich wahrheitsfähig, könne somit nicht Träger von Wissen sein.⁴⁷ „Der Fiktionsoperator“ – so hat es Thomas Klinkert vor kurzem formuliert – ermögliche die „Integration epistemischer Elemente [...], suspendiert aber andererseits den mit der Thematisierung von epistemischen Elementen verbundenen Wahrheitsanspruch“.⁴⁸ Literatur kann Wissen importieren und reflektieren, doch verändert die Einschätzung von Texten als fiktional dabei den Modus solcher Referenz.

Anders konzipieren Theorien die Möglichkeitsspielräume von literarischem Wissen, die in Literatur ein Innovationslabor von Wissensordnungen sehen. Literatur könne Wissen generieren,⁴⁹ das neue „Realitätsversionen“⁵⁰ oder „Sys-

46 Vgl. Kablitz, Andreas: „Kunst des Möglichen. Prolegomena zu einer Theorie der Fiktion“. In: *Poetica* 35 (2003), S. 251–273. Im Rekurs auf einen berühmten Begriff Robert Musils peilen auch Kellner u. Strohschneider: „Erzählen und Episteme“ den Wissensstatus literarischer Kommunikation von deren „Möglichkeitssinn“ her an (S. 5 f.).

47 So z. B. Ingarden, Roman: *Das literarische Kunstwerk. Mit einem Anhang von den Funktionen der Sprache im Theaterschauspiel*. 3. Aufl. Tübingen 1965, S. 179 bzw. S. 177 (§ 25).

48 Klinkert: *Epistemologische Fiktionen*, S. 4. Ähnlich – allerdings im Anschluss an Foucaults Epistemekonzept – beschreiben Kellner u. Strohschneider: „Erzählen und Episteme“ das Pluralisierungs- und Kombinationspotential von Literatur: „Literatur erscheint als hybrides Gebilde, welches konstitutive Elemente aus allen anderen Diskursen integrieren kann“ (S. 6).

49 Vgl. zu Beispielstudien dieser Art Klinkert: „Literatur und Wissen“, S. 121 f. Standardthese dieser Position ist, Literatur könne Wissen vorwegnehmen (Zuschreibungen vom Typ: Büchners *Lenz* antizipiert psychologisches Wissen über Schizophrenie, Adelbert von Chamisso's Gedicht *Das Dampfrohr* antizipiert physikalisches Wissen über Lichtgeschwindigkeit usw.). Gegen diese Auffassung vom Wissen *avant la lettre* in Literatur wenden Danneberg u. Spoerhase: „Literatur und Wissen“ kritisch ein, dass man „die Qualität eines neuen Wissens [...] *erst sehen oder wissen kann*, wenn dieses neue Wissen unabhängig vom literarischen Text bereits bekannt oder verfügbar ist“ (S. 62). Dieses Projektionsproblem der Beobachtung *ex post* bleibt in Innovationskonzepten literarischen Wissens meist ein blinder Fleck.

50 Alt, Peter-André: „Beobachtung dritter Ordnung. Literaturgeschichte als Funktionsgeschichte kulturellen Wissens“. In: *Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung?* Hg. v. Walter Erhart. Stuttgart, Weimar 2004, S. 186–209, hier S. 197. Alt sieht den Experimentalstatus von literarischem Wissen vor allem in dessen Realitätsabweichung begründet: „Durch die Ablösung von ‚notwendigem Sinn‘, welche die kulturelle Reflexionstätigkeit vollzieht, entsteht ein

temrationalitäten⁵¹ erzeuge, noch bevor diese in den sie umgebenden Wissensordnungen allgemein verwendbar seien; Literatur ermögliche Gedankenexperimente und kognitives Probehandeln⁵² oder halte „symbolisch[e] Überschüsse“⁵³ und „Alternativ-Wissen“⁵⁴ bereit, das sich der wissenschaftlichen Leitdifferenz wahr/falsch widersetze. Zu diesem Feld gehören ebenso Auffassungen, die literarisches Wissen als riskant oder subversiv einstufen⁵⁵ oder Literatur die Funktion zusprechen, gesellschaftliche Wissensbestände darbieten und in besonderer Weise reflektieren zu können.⁵⁶ Der Möglichkeits- bzw. Ermöglichungscharakter

Freiraum offener Sinnzuschreibungen, in dem Bedeutungen kontingent und für beliebige Anschlüsse verfügbar werden“ (S. 196).

51 Koschorke, Albrecht: „Codes und Narrative. Überlegungen zur Poetik der funktionalen Differenzierung“. In: *Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung?* Hg. v. Walter Erhart. Stuttgart, Weimar 2004, S. 174–185, hier S. 179.

52 Nach Swirski, Peter: *Of literature and knowledge. Explorations in narrative thought experiments, evolution and game theory*. London, New York 2007, S. 96–123 greifen Wissen und Literatur auf gemeinsame kognitive Operationen zu: Wiederholung und Verankerung (*recollection*), Pfadbildung, Dekomposition und Reperspektivierung (*rearrangement*), Distanzierung und Identifikation (*transformation*), Selbststimulation (*homuncular system*) und Reduktion von kognitiver Komplexität (*cleansing*).

53 Bulang, Tobias: „Epistemische Kontingenzen und ihre literarische Aktivierung. Fallstudie zur Nomenklatur der Pflanzen in Johann Fischarts *Geschichtklitterung*“. In: *Kein Zufall. Konzeptionen von Kontingenz in der mittelalterlichen Literatur*. Hg. v. Cornelia Herberichs u. Susanne Reichlin. Göttingen 2010, S. 364–389, hier S. 389.

54 Hörisch: *Das Wissen der Literatur*, S. 10. Um den Abstand ästhetischen Wissens vom Leitcode der Wissenschaft deutlich zu markieren, legt Hörisch einen dreigliedrigen analytischen Wissensbegriff zugrunde („zutreffende, intersubjektiv geteilte [...] Sachverhalte“, S. 9). Eine „alternative Form des Wissens, welches sich nicht auf Begriffe reduzieren lässt“, spricht auch Klinkert: „Literatur und Wissen“ literarischen Texten zu; dieses komme „nur im Prozess der Rezeption des literarischen Textes“ und seiner „formalen Eigenschaften“ zur Geltung (S. 137).

55 So etwa vertreten von Studien im Anschluss an Foucaults (frühe) Einschätzung von Literatur als Gegendiskurs; vgl. dazu Klinkert: „Literatur und Wissen“, S. 119f.

56 Ausgehend von literarischen Darstellungen ökonomischen Wissens um 1900 argumentiert so z. B. Richter, Sandra: „Wirtschaftliches Wissen in der Literatur um 1900 und die Tragfähigkeit ökonomischer Interpretationsansätze“. In: *Literatur und Wissen. Theoretisch-methodische Zugänge*. Hg. v. Tilmann Köppe. Berlin, New York 2011, S. 214–238: „Der Literatur ist es möglich, diese Ambivalenz [von Wettbewerb, B.G.] in ihrer Komplexität auszudrücken, weil sie alle Sphären des Lebens und Schreibens umgreift. Sie leistet damit, was wohl keine andere Form der Wissensdarbietung vermag“ (S. 220). Vorsichtiger beschreibt diese Darstellungs- bzw. Reflexionsleistung Klinkert: „Literatur und Wissen“, S. 138: „Tatsächlich zeigt sich bei genauerer Hinsicht, dass die Literatur durch solches Rivalisieren mit dem fremden System Wissenschaft ihre eigenen Grenzen und damit auch die Grenzen des fremden Systems auslotet“. Vgl. zu solcher Auslotung von Systemgrenzen die Fallstudien von Klinkert: *Epistemologische Fiktionen*.

von Literatur, so die verbindende These, kann damit auch die Wirklichkeit kulturellen Wissens verändern.

Vorsichtiger beurteilen derartige Wechselwirkungen zwischen literarischen und nicht-künstlerischen Wissensordnungen hingegen Ansätze, die systemtheoretisch von der Ausdifferenzierung und operativen Schließung unterschiedlicher Funktionssysteme ausgehen:

Reaktionen des seinen eigenen Regeln folgenden Literatursystems auf Vorgänge in den Wissensordnungen und -bereichen ‚außerhalb‘ seiner Formen beruhen nicht auf Abbildung oder Widerspiegelung, sondern auf Verarbeitungsprozessen [...] nach Maßgabe des eigenen Wandlungspotentials [...].⁵⁷

Ob Interferenzen von Literatur und Wissen somit tatsächlich auch Wissensordnungen außerhalb des Systems Kunst beeinflussen oder aber auf dieses beschränkt bleiben, wird somit unterschiedlich beantwortet. Gemeinsam ist den genannten Ansätzen jedoch die Leithypothese, dass Literatur und Wissen interferieren können, ohne konstitutiv verschränkt zu sein.⁵⁸

Bei näherer Betrachtung weisen Theorien des Interferenzmodells aber ebenso Probleme in Bezug auf den Wissensbegriff auf. (1.) Je entschiedener ihre Vertreter den Abweichungscharakter literarischen Wissens gegenüber außerliterarischen Wissensordnungen betonen („Alternativ-Wissen“), desto weniger scheint der vertretene Wissensbegriff mit alltagsweltlichen Wissensvorstellungen gemein zu haben, die weniger auf Optionalität und Innovativität als auf verbindlichen Wahrheitsansprüchen basieren. Inwiefern „hypothetisches Wissen“⁵⁹ damit sinnvollerweise als Wissen bezeichnet werden kann, wird von den betreffenden Theorien selten ausführlich expliziert. (2.) Wie schon wenige Beispiele illustrieren, sind die erwähnten Theorien trotz verwandter Basisintuitionen untereinander inkonsistent – sie setzen unterschiedliche Literaturverständnisse (emphatische oder pragmatische) voraus, verorten diese unterschiedlich (umfassend, in ein-

57 Klausnitzer: *Literatur und Wissen*, S. 47f. So auch Klinkert: *Epistemologische Fiktionen*, S. 38: „Die Literatur beobachtet als System das in ihrer Umwelt befindliche System Wissenschaft. Durch strukturelle Kopplung importiert sie selektiv Elemente des ihr fremden Systems und unterwirft diese Elemente einer literaturspezifischen Codierung.“ Wissen der Literatur unterscheidet sich von empirischem Wissen strukturell und funktional; vgl. dazu auch Klinkert: „Literatur und Wissen“, S. 118f.

58 Zu diesem Befund gelangt auch Krämer: „Intention“ im Überblick über Studien zum Verhältnis von Literatur und Wissenschaft, die er als „Korrelationstyp“ bündelt: gemeinsam sei diesen die „Annahme [...], nach der Literatur und Wissenschaft zugleich miteinander ‚gekoppelte‘ und relativ autonome Bereiche sind“ (S. 95); vgl. insgesamt S. 85–98.

59 Vgl. Klausnitzer: *Literatur und Wissen*, S. 44–49.

flussreichen Innovationszonen oder ausdifferenzierten Systemen) und gehen von unterschiedlichen Wirkungsrichtungen aus (in Richtung von außerliterarischen Wissensordnungen oder in Richtung fiktionaler Binnenwelten). Kaum lässt sich daher von einem gemeinsamen Modell sprechen. (3.) Schließlich haben auch diese Ansätze erhebliche Beschreibungslasten zu tragen, sofern sie das Verhältnis von Literatur und Wissen als Transformations- bzw. Innovationsbeziehung entwerfen. Zwei Probleme sind häufig damit verbunden, zu denen keine befriedigenden Lösungen vorliegen. Dies betrifft zum einen die Entstehung neuen Wissens, die in der Regel mittels Projektionen beschrieben werden (indem man etwa von Wissensbeständen *avant la lettre* spricht); zum anderen betrifft dies die Stabilisierungen und Sicherungsformen, die Wissensinnovationen grundsätzlich entgegenstehen, von den hier umrissenen Forschungsansätzen jedoch häufig in den Hintergrund gedrängt werden zugunsten alternativer, experimenteller oder unsicherer Rationalität.

1.3 Wissen *oder* Literatur

Drittens ist eine Gruppe von Theorieansätzen zu sichten, die aus den erwähnten Problemen (und weiteren Einwänden) weitgehend skeptische Schlüsse ziehen und Literatur als strenggenommen nicht wissensfähiges Medium betrachten. Da viele ihrer Ansätze der philosophischen Erkenntnistheorie entstammen bzw. sich auf deren Prämissen stützen, lässt sich anders als bei den zuvor betrachteten Theorien also durchaus von einem gemeinsamen Modell sprechen.

Dem Leitverständnis analytischer Erkenntnistheorie zufolge verfügt über Wissen, wer „wahre gerechtfertigte Überzeugung“ („justified true belief“) von einem Sachverhalt besitzt, das er in urteilsförmigen Aussagen ausdrückt und argumentativ bewähren kann.⁶⁰ Zu definitorischer Fassung gelangt diese Vorstellung schon in der Antike mit den Dialogen Platons, die zentral um das Begründungsproblem von Wissen kreisen.⁶¹ Wissen besteht demnach nicht im bloß

60 Detel, Wolfgang: „Wissen und Kontext“. In: *Wissen zwischen Entdeckung und Konstruktion. Erkenntnistheoretische Kontroversen*. Hg. v. Matthias Vogel u. Lutz Wingert. Frankfurt a.M. 2003, S. 249–287, hier S. 251; Sandkühler: *Kritik der Repräsentation*, S. 12f., 23, 34 und 207–220.

61 Vgl. zur Unterscheidung von Glauben und Wissen Platon: „Gorgias“. In: *Werke in acht Bänden. Griechisch und Deutsch*. Bd. 2. Hg. v. Gunther Eigler. Übers. v. Friedrich Schleiermacher. 4. Aufl. Darmstadt 2005, S. 269–503, hier S. 290–295 (454a–455a); zu Vermutung und begründeter Erkenntnis Ders.: „Menon“. In: *Werke in acht Bänden. Griechisch und Deutsch*. Bd. 2. Hg. v. Gunther Eigler. Übers. v. Friedrich Schleiermacher. 4. Aufl. Darmstadt 2005, S. 505–599, hier S. 588–591 (97a–98b); zur Abgrenzung von Vorstellung und Erkenntnis vgl. Ders.: „Theai-

zufälligen Überzeugtsein von der Wahrheit eines Sachverhalts, sondern muss sich gegenüber fortlaufenden Informationsströmen und möglichen Einwänden behaupten können: Wissen ist demnach „ein irrtumssensibles und irritationsfestes Überzeugtsein von der Wahrheit“,⁶² das Gründe für sein Überzeugtsein angeben muss. Wer etwas weiß, so betonen auch Wissenspragmatiker wie Edward Craig oder Douglas Walton, muss vor allem gute Gründe dafür angeben können.⁶³

Was jedoch sind gute Gründe? Für wen und innerhalb welcher Sphären müssen sie gelten? Welche Prozeduren und Institutionen regulieren, ob Gründe weitere Begründungen fordern, anregen oder aber überflüssig machen? „Is true justified belief knowledge?“, so fragte Edmund Gettier 1963 in einem nur wenige Seiten umfassenden bahnbrechenden Aufsatz, dessen Einwände weiterhin die Erkenntnistheorie beschäftigen.⁶⁴ Gettier entwarf ein Gedankenexperiment zu einer simplen Frage: Besitzt jemand Wissen, der, sei es unwissentlich, sei es durch Zufall oder durch Glück im Unglück, zu einer objektiv wahren Überzeugung gelangt ist?⁶⁵ Gettiers Grundfrage nach der Begründungsbasis von Wissen wurde in

tetos“. In: *Werke in acht Bänden. Griechisch und Deutsch*. Bd. 6. Hg. v. Gunther Eigler. Übers. v. Friedrich Schleiermacher. 4. Aufl. Darmstadt 2005, S. 1–217, hier S. 184–187 (201c–d).

62 Wingert, Lutz: „Die eigenen Sinne und die fremde Stimme. Über den mehrfachen Grund unserer Wissensansprüche“. In: *Wissen zwischen Entdeckung und Konstruktion. Erkenntnistheoretische Kontroversen*. Hg. v. Matthias Vogel u. Lutz Wingert. Frankfurt a.M. 2003, S. 218–248, hier S. 226 im Anschluss an Überlegungen Robert Nozicks zur Varianzbeständigkeit von Wissen.

63 Vgl. Craig, Edward: *Was wir wissen können. Pragmatische Untersuchungen zum Wissensbegriff*. Frankfurt a.M. 1993, S. 59: entscheidendes Kriterium für Wissenszuschreibung ist die hohe Wahrscheinlichkeit, dass eine Person akzeptable Begründungen angeben kann bzw. könnte. Zum pragmatischen Ansatz vgl. auch Walton, Douglas: „Pragmatic and idealized models of knowledge and ignorance“. In: *American Philosophical Quarterly* 42 (2005), S. 59–69.

64 Vgl. zum Nachhall der Frage Baumann, Peter: *Erkenntnistheorie*. 2. Aufl. Stuttgart, Weimar 2006, S. 40–46; Zagzebski, Linda: „What is knowledge?“. In: *The Blackwell guide to epistemology*. Hg. v. John Greco u. Ernest Sosa. Oxford 2002, S. 92–116, insbes. S. 99–104 und 111; Ernst, Gerhard: *Einführung in die Erkenntnistheorie*. Darmstadt 2007, S. 69–83; Detel, Wolfgang: *Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie*. Stuttgart 2007, S. 58.

65 Vgl. Gettier, Edmund: „Is justified true belief knowledge?“. In: *Analysis* 23 (1963), S. 121–123. Gettiers Gedankenexperiment lautet im Detail folgendermaßen: Auf seiner Fahrt durch ein Dorf, dessen Hauptstraße von Scheunen-Attrappen gesäumt wird, hält ein Mann zufällig vor der einzigen Scheune, bei der es sich um *keine* Attrappe handelt. Dass alle übrigen Scheunen bloß Attrappen sind, weiß der Mann jedoch nicht. Ist es nun aber gerechtfertigt zu sagen, der Mann wisse, dass das Objekt vor ihm eine Scheune sei? Die Überzeugung des Mannes ist objektiv wahr; entsprechend fiel ihm nicht schwer, Gründe für seine Auffassung anzugeben, bei dem Objekt handele es sich um eine Scheune. Dennoch scheint es zweifelhaft anzunehmen, der Mann wisse, dass es sich um eine Scheune handele – schließlich ist ihm verborgen, dass das Objekt vor ihm ausgerechnet die einzig echte Scheune ist.

der wissens theoretischen Diskussion kontrovers aufgenommen. Während externalistisch argumentierende Positionen einen (wie immer definierten) objektiven Sachverhalt als maßgebliches Kriterium von Wissensansprüchen betrachten,⁶⁶ führen hingegen internalistische Argumentationen die Stabilität von Rechtfertigungen als unerlässliches Zusatzkriterium von Wissen ein.⁶⁷ Ihre Kontroversen lassen eine gemeinsame Leitannahme indes unberührt: Wissen ist keine Sache bloßen Zufalls. Entsprechend versuchen Modelle der potenzierten Begründung, der Institutionalisierung von Akzeptanzrahmen für Begründungsketten, der Standardisierung von Methoden des Wissenserwerbs oder Zusatzvorschläge zur klassischen Wissensdefinition gleichermaßen die Möglichkeit eines *bloß zufälligen Wissens* theoretisch zu eliminieren.⁶⁸

Vor dem Hintergrund dieser analytisch-philosophischen Diskussion weist Tilmann Köppe in einem vielbeachteten Aufsatz die Rede vom „Wissen in Literatur“ zurück. Wissen sei im eigentlichen Sinne an Personen gebunden.⁶⁹ Köppe plädiert daher für einen enger gefassten, korrespondenztheoretisch geschärften Wissensbegriff:⁷⁰ Personales Wissen sei (1.) eine *zweistellige Relation* (Wissender – Gewusstes) eines (2.) *zeitabhängigen* (d. h. erwerb- und verlierbaren), (3.) *besonderen kognitiven Modus*, der sich durch die Bedingungen der *verifizierbaren Wahrheit*, der *subjektiven Überzeugung* sowie der *Rechtfertigung* auszeichne. (4.) Eine spezifisch *normative Komponente* ermögliche, Wahrheitsansprüche zu erheben. Die Auffassung, Literatur enthalte Wissen, stuft Köppe auf dieser Basis als eine methodisch unzulässige Übertragung ein: „Ein literarischer Text besteht

66 Vgl. z. B. Armstrong, David M.: *Belief, truth and knowledge*. Cambridge 1973; Goldman, Alvin: „A causal theory of knowing“. In: *The Journal of Philosophy* 12 (1967), S. 357–372; Alston, William P.: „Justification and knowledge“. In: *Epistemic justification. Essays in the theory of knowledge*. Ithaca 1989, S. 172–182.

67 Vgl. z. B. Chisholm, Roderick M.: *Theory of knowledge*. 3. Aufl. Englewood Cliffs 1989, S. 97–99.

68 So führen etwa Lehrer, Keith u. Thomas D. Paxson: „Knowledge: undefeated justified true belief“. In: *The Journal of Philosophy* 66 (1969), S. 225–237 das Konzept des Entwerfers („defeater“) als zusätzliches Prüfkriterium ein, an dem sich Begründungen messen lassen müssen, um den Gettier-Einwand der Zufälligkeit zu entkräften. Reliabilistische Theorien auf der anderen Seite versuchen dies durch Standardisierung von Methoden und Institutionen des Wissenserwerbs auszuschließen; vgl. z. B. Feldman, Richard: „Reliability and Justification“. In: *The Monist* 68 (1985), S. 159–174. Zur Übersicht über zusätzliche Rechtfertigungsbedingungen und -verfahren vgl. Sandkühler: *Kritik der Repräsentation*, S. 114–129 und 209–220.

69 Vgl. Köppe: „Vom Wissen in Literatur“: Wissen „bezeichnet eine Beziehung zwischen einer Person und etwas, das die Person weiß“ (S. 400).

70 Zur grundsätzlichen Unterscheidung von Korrespondenz- und Kohärenztheorien des Wissens vgl. Bieri, Peter: „Einleitung“. In: *Analytische Philosophie der Erkenntnis*. Hg. v. Peter Bieri. 2. Aufl. Frankfurt a.M. 1992, S. 75–84, insbes. S. 79.

demnach aus Sätzen, die bestimmte Auffassungen zum Ausdruck bringen können, aber Wissen enthält er nicht.“⁷¹

Diese Radikalposition ist nicht unwidersprochen geblieben. Insbesondere ihre Reduktion des Wissensbegriffs auf personale Urteile, die ontologischen Prämissen ihrer Verifikationsvoraussetzung und die offensichtlichen Anpassungsschwierigkeiten für historische Fragestellungen haben scharfe Kritik hervorgerufen: Wissensordnungen anderer Epochen kommen mit einer solchen Definition nur als veraltetes, überholtes, kurz: als vermeintliches Wissen in den Blick.⁷² Skeptisch beurteilt wurde ferner die Konzentration auf urteilsgebundenes Wissen, insofern dadurch andere Formen wie praktisch-prozedurales, episodisches und phänomenales Wissen ebenso wie kollektives Wissen definitorisch ausgeschlossen werden.⁷³ Was als Weltbezug den Bewährungshorizont korrespon-

71 Köppe: „Vom Wissen in Literatur“, S. 403; vgl. auch S. 402: „Texte sind keine Personen, sie können daher nichts wissen.“ Dies deckt sich mit dem Konsens analytischer Erkenntnistheorie: „Bücher haben kein Wissen; [...] sie speichern ein Wissen, das jemand hat oder hatte“ (Baumann: *Erkenntnistheorie*, S. 29); „Wissen kann nur, wer Überzeugungen haben kann. Das schließt Steine, Bäume und Bücher aus dem Kreis der Wissenden aus“ (Ernst, Gerhard: *Das Problem des Wissens*. Paderborn 2002, S. 73). Trotz dieser apodiktischen Absage arbeitet Köppe allerdings differenziert die zugrunde liegende Frage nach dem Erkenntnispotenzial von Literatur aus: fiktionale Texte können durchaus dazu beitragen, theoretisches Wissen (wahre, gerechtfertigte Überzeugungen) und praktisches Wissen (wertende Einstellungen zu Handlungsoptionen) zu erwerben – allerdings nur als „Quelle von Wissen“: Überzeugungen und Einstellungen können im eigentlichen Sinne nur Personen, nicht Texten zugesprochen werden; vgl. Köppe: *Literatur und Erkenntnis*, S. 236.

72 Vgl. in direkter Antwort auf Köppes Aufsatz Borgards: „Wissen und Literatur“; zum „a-historische[n] Erkenntnisinteresse“ des analytischen Ansatzes vgl. kritisch auch Specht: „Was weiß Literatur?“, S. 238. Für historische Wissensforschung wertet Bulang: *Enzyklopädische Dichtungen* die von Köppe initiierte Kontroverse insgesamt als „in der Sache unergiebig[e] Debatte“ (S. 14, Fn. 2).

73 Vgl. zur Kritik insbes. Jannidis: „Zuerst Collegium Logicum“, S. 373f. Zur Vielfalt von Wissensformen vgl. auch Hempfer u. Traninger: „Einführung“. Zu kollektiven Wissensdimensionen, allen voran der Sprache als semantischem Speicher von gesellschaftlichem Wissen, vgl. z. B. Berger, Peter u. Thomas Luckmann: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Mit einer Einleitung zur deutschen Ausgabe von Helmuth Plessner*. Frankfurt a.M. 1969, S. 42–48. Disziplinenübergreifend wird auch unter dem Stichwort der *Wissenskultur* die soziale Produktion von Wissen diskutiert: „Wie Kulturen insgesamt, werden auch Wissenskulturen als Kontexte des Erkennens und Verstehens sozial hergestellt“; Sandkühler: *Kritik der Repräsentation*, S. 71, insges. S. 68–77. Ausführlichere Studien zum Thema machen deutlich, dass die in der *Zeitschrift für Germanistik* geführte Debatte den Wissensbegriff polemisch verkürzte: Sorgfältiger argumentiert etwa Köppe: *Literatur und Erkenntnis*, S. 157–203 für die These, im Umgang mit Literatur lasse sich Handlungswissen erwerben. Zur Kritik an der Einschränkung von Wissensdefinitionen auf empirisches Urteilswissen vgl. jetzt auch Köppe: „Literatur und Wissen“, S. 6f.

denztheoretischer Wissensmodelle bildet, ist auf viele Weisen konstruierbar, Wirklichkeit nur im Plural zu haben.⁷⁴

Trotz aller Einwände sind korrespondenztheoretische Konzepte des personalen Wissens auch in den historischen Kulturwissenschaften weit verbreitet.⁷⁵ Einflussreich ist dieses Modell, weil es prominente Intuitionen zu Wissen zum Ausdruck bringt und differenziert verfolgt: (1.) Statt den Wissensbegriff zu entgrenzen – so der methodische Anspruch –, wird an einer Definition von Wissen festgehalten, die valide und definatorisch präzise ist und damit Grundlage für operationalisierte Verwendung schafft.⁷⁶ Wissen wird außerdem als herausgehobener kognitiver Zustand gefasst, woran normative Verwendungen anknüpfen. Schließlich steht dabei stärker als bei anderen Ansätzen die Referenzstruktur von Wissen (*etwas wissen*) im Zentrum.

Gerade die jüngere Debatte um „Wissen in Literatur“ hat aber auch erhebliche Probleme zutage gefördert, die analytisch-erkenntnistheoretische Wissensbegriffe für kulturwissenschaftliche Forschungen aufwerfen. (1.) Ihre Zentrierung auf Bewusstsein und Reflexion (Gewissheit, Rechtfertigung) schließt andere Medien des Wissens aus – darunter traditionell auch Schrift und Texte, denen lediglich *wissensrepräsentierende* Funktion zugesprochen wird. (2.) Wahrheitstheorien, in die korrespondenztheoretische Wissensbegriffe eingebettet sind, erweisen sich selten historisierbar, womit fremde Wissensordnungen allenfalls als Ordnungen des Glaubens, Meinens, Fürwahrhaltens oder vermeintlichen Wissens etc. beschrieben werden können. (3.) Engere analytische Fassungen des Wissensbegriffs

74 Vgl. Goodman, Nelson: *Ways of worldmaking*. Sussex 1978.

75 Als mediävistisches Beispiel vgl. etwa Melville, Gert: „Durch Fiktionen von der Wirklichkeit zur Wahrheit. Zum mittelalterlichen Umgang mit Widersprüchen zwischen Empirie und kultureller Axiomatik“. In: *Fiktion und Fiktionalität in den Literaturen des Mittelalters*. Hg. v. Ursula Peters u. Rainer Warning. München 2009, S. 83–104: Mittelalterliche Herkunftsfiktionen um Troja untersucht Melville als „historisch falsch[e]“ Erfindungen, die „dem Leser [...] als besonders glaubhaft erscheinen [konnten], ließen sie sich doch vollends in andere als wahr angenommene Parallelgeschichten integrieren“ (S. 94). Genealogisches Wissen wird damit am Maßstab einer objektiv verifizierbaren Wirklichkeitsannahme in (a) falsche Erfindung, (b) Glauben und (c) Wahrheitssuggestion zerlegt: Wirklichkeit und Fiktion treten in einer solchen Beschreibung auseinander. Zur Differenz von personalem Wissen und Literatur vgl. auch Vollhardt: „Wissen in Literatur im 19. Jahrhundert. Zur Einführung in den Band“; Kintzinger, Martin: *Wissen wird Macht. Bildung im Mittelalter*. Darmstadt 2003.

76 Der analytische Ansatz wendet sich damit gegen inflationäre oder gedehnte Begriffsverwendungen, wie sie etwa Konzepte wie Wissenskultur oder Wissensgesellschaft umgeben; vgl. dazu kritisch Beckermann, Ansgar: „Zur Inkohärenz und Irrelevanz des Wissensbegriffs. Plädoyer für eine neue Agenda in der Erkenntnistheorie“. In: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 55 (2001), S. 571–593 und Hacking, Ian: *The social construction of what?* Cambridge, Mass. 1999.

schließen zudem zahlreiche Formen aus, die als Wissen gelten, obgleich sie nicht propositional verfasst sind.

1.4 Irritationspunkte in der Diskursgeschichte des Wissens

Für eine übergeordnete Modellebene der Wissensforschung sind nicht nur Prämissen und Probleme der jüngeren Theoriebildung von Interesse, sondern ebenso die Diskursgeschichte um Phänomene und Semantiken des Wissens. Aufschlussreich sind dazu nicht nur positive Antwortvorschläge auf die Frage, was Wissen sei. Auch Reizpunkte und Probleme, die historische Wissensdiskussionen umkreisen, erhellen die Grenzverläufe von Wissenskonzeptionen. Einige ihrer besonders häufig wiederkehrenden Irritationspunkte sind stichprobenartig in diesem Teilkapitel zu sichten.⁷⁷ Mindestens drei Perspektiven kehren in Wissenssemantiken beharrlich wieder: Sie betreffen (1.) mögliche *Gegenstände* des Wissens, (2.) die *Erfahrung*, Wissen zu besitzen, und (3.) die *Form* von Wissen.

(1.) *Gegenstände des Wissens*. Für die Frage, was Gegenstand möglichen Wissens sein kann, spielt seit der Antike die Unterscheidung von pragmatischen und reflexiven Dimensionen von Wissen eine leitende Rolle. Von propositionalem Wissen über Sachverhalte der Welt⁷⁸ unterscheidet die Philosophie seit Platon nicht-propositionale Gegenstände von Wissen: Kenntnis durch Bekanntschaft bzw. Vertrautheit (*knowledge by acquaintance* im Anschluss an Bertrand Russell), prozedurales Handlungswissen (*knowing how*, Gilbert Ryle) oder phänomenales Erfahrungswissen subjektiver Erlebnisse (*knowing what it is like*, Thomas Nagel).⁷⁹

⁷⁷ Es sei betont, dass damit keine Wissensdefinition angestrebt wird – eher geht es um „Aufdeckung des Bedeutungskerns durch notwendige Bedingungen für Wissen“, die sich auch in der historischen Veränderlichkeit von Wissensbedingungen abzeichnen. Brendel, Elke: *Wahrheit und Wissen*. Paderborn 1999, S. 294.

⁷⁸ Propositionale Gehalte sind die Erfüllungsbedingungen für den Äußerungsanspruch von Sätzen; vgl. Detel, Wolfgang: *Philosophie des Geistes und der Sprache*. Stuttgart 2007, S. 71.

⁷⁹ Vgl. Rapp, Christof u. Tim Wagner: „Einleitung: Wissen und Bildung in der antiken Philosophie“. In: *Wissen und Bildung in der antiken Philosophie*. Hg. v. Christof Rapp u. Tim Wagner. Stuttgart, Weimar 2006, S. 1–22; zu propositionalem Wissen speziell bei Platon vgl. Kutschera, Franz von: „Der Wissensbegriff bei Platon und heute“. In: *Wissen und Bildung in der antiken Philosophie*. Hg. v. Christof Rapp u. Tim Wagner. Stuttgart, Weimar 2006, S. 87–102. Wie allerdings Albrecht, Andrea: „Zur textuellen Repräsentation von Wissen am Beispiel von Platons *Menon*“. In: *Literatur und Wissen. Theoretisch-methodische Zugänge*. Hg. v. Tilmann Köppe. Berlin, New York 2011, S. 140–163 argumentiert, exemplifizieren Dialoge wie Platons *Menon* ihrerseits nicht-propositionales Wissen, z. B. in der performativen Inszenierung der Sokratesfigur. Zu nicht-propositionalen Wissensgegenständen in der antiken Epistemologie vgl. auch Schmitt, Arbogast: „Konkretes Denken. Zur emotionalen und praktischen Bedeutung des Wis-

Die alteuropäische Diskursgeschichte des Wissens begleitet somit von Anfang an eine Unterscheidung, die tief in die Fundamente philosophischer Sinnkulturen eingelassen ist: Als Kandidaten von Wissen gelten nicht nur Urteile, die mit den diskursiven Mitteln von Argumentationsstandards reflexiven Sinn erzeugen, sondern ebenso Dinge, Geschehnisse und Erfahrungen, die man wissen kann, selbst ohne sie reflektieren oder überhaupt explizieren zu können. Während propositionales Wissen von Sachverhalten meist mit generalisierten, transsubjektiven Wahrheitsansprüchen verknüpft wird, bewegt sich nicht-propositionales Wissen zwischen besonderen und allgemeinen Geltungsansprüchen, wie etwa Kant für ästhetische Urteile feststellt.⁸⁰ Zum einen ist also die Unterscheidung von Reflexivität und Vollzug vielen Wissensbegriffen eingelassen. Zum anderen entfalten Epistemologien des Wissens mittels dieser Unterscheidung verschiedene Gültigkeitssphären und Reichweiten des Könnens, des Rechtfertigens oder der Gewissheit.

Kontrovers beantworten historische Wissensdebatten die Frage, ob auch Literatur im weiteren Sinne Gegenstand von Wissen sein könne. Bekannt ist auch hier das frühe Verdikt Platons: Anstatt Wissensansprüche bewähren zu können, bezeugten Dichtungen bestenfalls einen abwesenden Logos,⁸¹ schlechtestenfalls jedoch den rhapsodischen, sachliche Unwahrheiten poetisch überhöhenden Wahnsinn der Dichter und Sänger.⁸² Als Wissensmedium erteilt Platon der Literatur eine klare Absage, die auch jenseits der Philosophie geteilt wird. So favorisiert auch die antike Geschichtsschreibung zunächst Wissensbegriffe der Autopsie, die das eigene, unvermittelte Erfahrenhaben, mindestens aber die Befragung und das verlässliche Zeugnis von Augenzeugen des Geschehens (Testimonium) als notwendige Bedingung von Wissensansprüchen voraussetzen.⁸³

sens im Platonismus und Aristotelismus“. In: *Wissen und Bildung in der antiken Philosophie*. Hg. v. Christof Rapp u. Tim Wagner. Stuttgart, Weimar 2006, S. 287–304; im Hinblick auf die aktuelle Erkenntnistheorie zusammenfassend Baumann: *Erkenntnistheorie*, S. 29–33 und Ernst: *Das Problem des Wissens*, S. 63–68.

80 Nach Kants *Kritik der Urteilskraft* beanspruchen ästhetische Urteile „subjektive Allgemeinheit“, die nicht auf den Begriff zu bringen ist: „Die ästhetische Urteilskraft ist also ein besonderes Vermögen, Dinge nach einer Regel, aber nicht nach Begriffen, zu beurteilen“. Kant, Immanuel: *Gesammelte Schriften*. Begonnen von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Hg. v. der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Berlin 1902–2009, Bd. 5, S. 194 (Einleitung B LII; vgl. dazu auch §6, S. 211f.).

81 Vgl. Platon: „Phaidros“. In: *Werke in acht Bänden. Griechisch und Deutsch*. Bd. 5. Hg. v. Gunther Eigler. Übers. v. Friedrich Schleiermacher. 4. Aufl. Darmstadt 2005, S. 1–193.

82 Vgl. Platon: „Ion“.

83 Vgl. z. B. Herodot: *Historien*. Hg. u. übers. v. Josef Feix. München 2004, S. 115 (2,29); Thukydides: *Geschichte des Peloponnesischen Krieges*. Hg. v. Georg Peter Landmann. München, Zürich 1976,

Solche Wissensskepsis gegenüber Literatur gründet in der Antike nicht zuletzt in der Medienrevolution der Verschriftlichung:⁸⁴ Texte gefährden Wissensansprüche, indem sie einerseits neue Speicherkapazitäten für Differenz und Varianz bereitstellen und damit die Kritisierbarkeit von Wissen erhöhen; andererseits vergrößern sie als mobile Medien die Reichweite von Kommunikation, womit sie sich in zunehmendem Maße von Wissensquellen (z. B. Bewusstsein, Erfahrung) abkoppeln können.

Spätestens unter den Bedingungen christlicher Medienkultur löst sich diese Asymmetrie zugunsten von textualen Wissensmöglichkeiten auf.⁸⁵ So gilt beispielsweise für Augustinus nicht nur persönliche empirische Erfahrung als Quelle von Wissen, sondern auch das schriftliche Zeugnis von Anderen.⁸⁶ Die Karriere, die Buchwissen gerade in monastischen Kulturen des Mittelalters nimmt, belegt im 12. Jahrhundert pointiert Hugo von St. Viktor: „Duae praecipue res sunt quibus quisque ad scientiam instruitur, videlicet lectio et meditatio“ („Zwei Dinge sind es vor allem, durch die jeder Wissen erlangt, nämlich Lesen und Meditation“).⁸⁷ Mit dem Paradigma der Heiligen Schrift steigen Schrift und Text nicht nur zu autorisierbaren Wissensmedien auf, sondern werden selbst zu vorzüglichen Objekten des Wissens.

(2.) *Erfahrung des Wissens.* Wissen beschränkt sich nicht auf das Auftreten propositionaler Gehalte, sondern setzt außergewöhnliche Effekte bei demjenigen frei, der Wissen hat – darin kommen Erkenntnistheorien quer zu ihrer diskursgeschichtlichen Vielfalt überein. Fraglich zeigt sich hingegen, ob dieser besondere

S. 35f. (1,22) Freilich wird schon in der Antike diskutiert, in welchem Maße Herodots Geschichtsschreibung faktische Wahrheit oder fiktionale Lüge enthalte: vgl. hierzu den Forschungsbericht von Bichler, Reinhold u. Robert Rollinger: *Herodot.* Darmstadt 2000, insbes. S. 130. Systematisch mündet die historiographische Autopsiekonzeption des Wissens schon in der Antike in die Diskussion um Literatur als Wissenszeugnis; vgl. zu dieser Tradition und ihren Fortsetzungen Danneberg u. Spoerhase: „Literatur und Wissen“, insbes. S. 35–44.

84 Vgl. Rösler: „Fiktionalität“.

85 Belege für Positionen, die Literatur die Fähigkeit zuschreiben, Wissen enthalten zu können, verfolgen Danneberg u. Spoerhase: „Literatur und Wissen“, S. 35–44 indes bis zu Aristoteles zurück.

86 Vgl. Augustinus, Aurelius: *De trinitate libri XV.* In: *Opera.* Bd. 16. Hg. v. William J. Mountain. Turnhout 1968, Teilbd. 1, S. 493 (15,12,21): „Absit [...] ut scire nos negemus quae testimonio didicimus aliorum; alioquin esse nescimus oceanum; nescimus esse terras atque urbes quas celeberrima fama commendat“ („Fern sei es, dass wir leugnen, das zu wissen, was wir aus dem Zeugnis anderer gelernt haben; denn andernfalls wüssten wir nicht, dass es den Ozean gibt; wir wüssten nicht, dass es jene Länder und Städte gibt, von denen alle Welt spricht“).

87 Hugo von St. Viktor: *Didascalicon de studio legendi. Studienbuch.* Übers. v. Thilo Offergeld. Freiburg i.Br. [u.a.] 1997, S. 106f. (praefatio).

epistemische Zustand in seiner kognitiven Wirkung lediglich zeitlich begrenzt sei⁸⁸ oder ob sich in der Erfahrung des Wissens ein dauerhafter mentaler Habitus aktualisiere. Schon Platon und Aristoteles verstehen unter Wissen (ἐπιστήμη) sowohl den *aktualen* Zustand des Wissenhabens als auch die *habituelle* Fähigkeit, etwas zu begründen oder zu erklären. Auch mittelalterliche Wissenskonzepte kennen beide Pole: Wissen wird als intellektueller Habitus verstanden, der aktuelle Erfahrungen und Urteile ermöglicht – nur wer über allgemeine Wissensvoraussetzungen verfügt, kann besonderes Wissen erwerben oder kritisieren.⁸⁹ Neuzeitliche Wissenstheorien wie Bernard Bolzanos *Wissenschaftslehre* (1873),⁹⁰ die Interpretationstheorie Donald Davidsons⁹¹ oder die Wissenschaftssoziologie Niklas Luhmanns⁹² schreiben diese Polarität von Dispositivität und Aktualität des Wissens fort.

Freilich argumentieren Positionen, die Wissen als intellektuellen Habitus verstehen, im Einzelnen durchaus unterschiedlich. Dennoch greifen sie dazu häufig auf Argumentationsfiguren zurück, die Wissenserfahrungen zirkulär beschreiben: Auf welchen Grundlagen Wissen beruht, wird traditionellerweise mit Kontinuitätsvorstellungen von Kreisläufen, Verkettungen oder Rekursionen beantwortet.⁹³ Die platonische Wissenskonzeption der Wiedererinnerung qua vor-

88 So aus kognitionspsychologischer Perspektive Goldman, Alvin: *Epistemology and cognition*. Cambridge, Mass. 1986, S. 122–141; vgl. auch Hardy, Jörg [u.a.]: „Wissen“. In: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Hg. v. Joachim Ritter. Bd. 12. Basel 2004, Sp. 855–902, insbes. Sp. 855.

89 So u. a. bei Johannes Scotus, Albertus Magnus und Bonaventura; für Nachweise vgl. Hardy [u.a.]: „Wissen“, Sp. 870 mit Anm. 25. Zu Wissen als „epistemische[m] Habitus“ vgl. auch Sandkühler: *Kritik der Repräsentation*, S. 76 und passim.

90 Vgl. Bolzano, Bernard: *Wissenschaftslehre*. §§ 269–306. In: *Gesamtausgabe. Reihe 1: Schriften*. Bd. 13. Hg. v. Eduard Winter. Stuttgart 1989, S. 46 (§280): „Denn wenn wir Jemand ein Wissen, nämlich das Wissen der Wahrheit A beilegen: so wollen wir damit keineswegs sagen, daß er das Urtheil A in eben dem Augenblicke, wo wir ihm diese Beschaffenheit des Wissens zuschreiben, fälle; sondern es genügt uns, wenn er dieß Urtheil nur schon irgend einmal gefällt hat, und gegenwärtig nichts als eines äußeren Anlasses bedarf, um es zu wiederholen. Somit ist es nicht das wirkliche Fällen des Urtheils A, sondern nur eine gewisse Fähigkeit, dasselbe zu fällen, was wir das Wissen der Wahrheit A nennen.“

91 Nach Davidson bildet Wissen (von Bewusstseinszuständen und Sachverhalten) die Grundvoraussetzung für jegliche soziale Interaktion mit anderen Personen und der Welt; vgl. Davidson, Donald: „Three varieties of knowledge“. In: *A. J. Ayer memorial essays*. Hg. v. Allen P. Griffiths. Cambridge 1991, S. 153–166.

92 Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a.M. 1992, S. 122: „Wissen muß, wie Sprachstrukturen, als Voraussetzung mitlaufen und kann thematisch nie voll in der Kommunikation expliziert werden.“

93 Vgl. Kutschera: „Der Wissensbegriff bei Platon und heute“, S. 91; Baumann: *Erkenntnistheorie*, S. 205–207; Ernst: *Das Problem des Wissens*, S. 182–192.

gängiger Teilhabe an Ideen teilt dieses Muster mit Modellen infiniten Regression von Begründungen, wie sie skeptische bzw. rhetorische Wissenskonzepte der Antike und Renaissance formulieren und als Problem an die jüngere analytische Erkenntnistheorie weiterreichen. Mit anderen Worten: Zur Erfahrung von Wissen gehört, die Anfänge von Wissen theoretisch nicht einholen zu können – fast scheint es so, als habe Wissen keinen eigentlichen Boden, sondern nur Voraussetzungen.

Trotzdem charakterisieren viele Diskurse Wissenserfahrungen, mehr oder weniger anspruchsvoll, als Gewissheit: als Fähigkeit, Gründe auffinden oder neu legen zu können. In der alteuropäischen Tradition verbinden sich damit vor allem Visualitätsmetaphern, die das Wissenskonzept auf Akte des Wahrnehmens beziehen, deren prominentester Fall die Semantik der Evidenz darstellt.⁹⁴

Wissen verweist somit auf Gründungserfahrungen der Sichtbarkeit und Gegenwärtigkeit, in denen sich Aisthesis und Epistemik verflechten. Dies galt bereits für die autoptischen Wissensbegriffe der Antike, denen zufolge man vor allem dasjenige weiß, das man selbst erlebt und gesehen hat.⁹⁵ Auch viele mittelalterliche Autoren stellen die Evidenz eines Gegenstandes bzw. die evidente Zustimmung zu einem Urteil in den Mittelpunkt ihrer Wissenskonzepte: In radikaler Konsequenz betrachtet daher Johannes Scotus (1265–1308) evidenzbegründetes Wissen als unverträglich mit dem Glauben, dessen Grund von menschlicher Kognition nicht erfasst werden könne.⁹⁶

Die Erfolgsgeschichte von Evidenz als epistemischem Gründungskonzept löst sich in der Neuzeit schrittweise von klassischen Transzendenzsemantiken (Glauben, Gott), ohne jedoch ihre Rückbindung an vorgängige Begründungsinstanzen gänzlich zu kappen. Ausgehend von der Selbstgewissheit des Bewusstseins erneuert so etwa René Descartes im 17. Jahrhundert das Projekt einer fundamental begründeten Wissensordnung, versichert die Verlässlichkeit kognitiver

94 *Wissen* und *Evidenz* gehen auf die gemeinsame Wurzel idg. *vid-, „sehen“, „Licht“ zurück. Wissen ist somit etymologisch betrachtet ein Wahrnehmungsbegriff. Zu diesem Zusammenhang vgl. Hardy [u.a.]: „Wissen“, Sp. 855 sowie Halbfass, Wilhelm u. Klaus Held: „Evidenz“. In: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Hg. v. Joachim Ritter. Bd. 2. Basel 1972, Sp. 829–834.

95 Auch die wissensspezifischen griechischen Verben ἰδεῖν („sehen“) und εἰδέναι („wissen“, „kennen“) gehen auf dieselbe Wurzel zurück.

96 Vgl. Johannes Scotus: „Reportata Parisiensia“. In: *Opera omnia*. Bd. 22–23. Hg. v. Luke Wadding. Paris 1894, Bd. 23, S. 457 (reportatio 3, distinctio 24): „Ad scientiam proprie dictam requiritur evidentia objecti; evidentia autem objecti repugnat fidei“. Johannes' Abgrenzung ist exemplarisch für ein breites Konfliktfeld von philosophischen und religiösen Wissensbestimmungen der mittelalterlichen Scholastik, das sich in anderen Epistemologien weiterverfolgen ließe – etwa bei Averroes oder Thomas von Aquin.

Evidenz jedoch weiterhin in Gott.⁹⁷ Von hier aus geht Evidenz als Kriterium in die allgemeine Methodik von Wissensbegründungen ein. Auf methodische Krisenerfahrungen seit Ende des 19. Jahrhunderts reagiert die Phänomenologie Edmund Husserls, indem sie wissenschaftliche Erkenntnis im Anschluss an Descartes auf Evidenz verpflichtet, d. h. auf Begründung durch „Es-selbst-geistig-zu-Gesicht-Bekommen“.⁹⁸ Noch in reduzierter Form der phänomenologischen Begründung von Wissen spielen Transzendenzsemantik (im Anklang an das paulinische Sehen „facie ad faciem“, 1 Kor 13,12) und absolute Präsenz von Gründen zusammen.

In diskursgeschichtlicher Perspektive bilden uneinholbare Zirkularität (im Extremfall: als Regressionsproblematik analytischer Erkenntnistheorien) und begründende Evidenz von Wissen (Präsenz von Gewissheit) also keinen Widerspruch – so unterschiedlich sich Strukturen der Verkettung und Figuren des Evidenzsprunges ausnehmen mögen. Denn sowohl Zirkularitätsvorstellungen als auch Evidenzmodelle verwandeln Kontingenz von Aussagen in Notwendigkeit: Wissen wird in beiden Fällen zu einer nicht-zufälligen Erfahrung erhoben.

Wissensmodelle transformieren Kontingenz in Notwendigkeit, und sie bedienen sich dazu diskursgeschichtlich veränderlicher Semantiken, die von metaphysischen Verankerungen von Wissen in idealem Vor-Wissen (so die platonische Lösung) bis zu streng logischen Beschreibungen wie derjenigen Husserls reichen, nach der das Gegenteil eines Wissensphänomens schlechterdings unvorstellbar sei. Gemeinsam scheint solchen Semantiken zu sein, dass sie konstruierte Ordnungen in natürliche Ordnungen transformieren, die wiederum Gewissheitserfahrungen ermöglichen.⁹⁹

97 Vgl. Descartes, René: *Meditationes de prima philosophia*. In: *Œuvres de Descartes. Nouvelle présentation*. Bd. 7. Hg. v. Charles Adam u. Paul Tannery. Paris 1996, S. 23–52 (meditatio 2–3), zum Evidenzbegriff insbes. S. 34: „cognosco nihil facilius aut evidentius meâ mente posse a me percipi“ („so erkenne ich, dass ich nichts leichter oder evidenter wahrnehmen kann als meinen Geist“).

98 Schon Descartes' *Regulae ad directionem ingenii* suchten die Evidenzbindung von Wissen methodisch zu verallgemeinern: „scientia est cognitio certa & evidens“; Descartes, René: *Regulae ad directionem ingenii*. In: *Œuvres de Descartes. Nouvelle présentation*. Bd. 10. Hg. v. Charles Adam u. Paul Tannery. Paris 1996, S. 362. Hiervon ausgehend bestimmt Husserl, Edmund: *Cartesianische Meditationen. Eine Einleitung in die Phänomenologie*. 3. Aufl. Hamburg 1995, insbes. S. 13–20 (§5–7) Evidenz als absolute Basis zur Neubegründung wissenschaftlicher Erkenntnisbildung (Zitat S. 13).

99 Entsprechend betonen zahlreiche Erkenntnistheorien, dass Wissen vor allem Referenz auf bzw. Kontakt mit der Welt sei; vgl. hierzu die grundlegenden Beiträge zur naturalisierten Erkenntnistheorie von Willard Quine, Jay Rosenberg und Alvin Goldman in: Bieri, Peter: *Analytische Philosophie der Erkenntnis*. 2. Aufl. Frankfurt a.M. 1992, S. 422–469. Als kognitionsrealistische Variante vgl. die Definition von Zagzebski: „What is knowledge“, S. 109: „*Knowledge is cognitive contact with reality arising out of acts of intellectual virtue*“.

Forschungen zur Wissenschaftsgeschichte bestätigen die Stabilisierungsleistungen solcher Konzepte für Erfahrungsräume des Wissens, die sich erfolgreich gegen die Möglichkeit immunisieren, dass solche Transformationen grundlegend verändert, umgekehrt oder übersteuert werden könnten. Revolutionäre Provokationen sind dann erforderlich, um naturalisierte Wissensparadigmen zu verändern (so Thomas Kuhn);¹⁰⁰ vielfältige wissenschaftsinterne Erkenntnis Hindernisse („obstacles epistemologiques“, Gaston Bachelard)¹⁰¹ schirmen normalerweise Beobachtungen ab, die Fundamente der Wissenssicherung betreffen.

Solche Stabilisierung entfaltet sich in durchaus unterschiedlichen Dimensionen. Operativ zielt Wissensproduktion vielfach auf die „Sicherheit“ von Prognosen.¹⁰² Aber auch Figuren der Autorität gehören zu den historisch wirkungsmächtigen Stabilisierungsphänomenen von Wissenskulturen: Man reduziert Kontingenz von Wissensbegründungen, indem man sich an Experten wendet (Wissenschaftler, Fachkundige, Personen mit relevanten Erfahrungen etc.).¹⁰³ Stabilisierungswünsche leiten noch die jüngsten Vorschläge analytischer Unanfechtbarkeitstheorien, die das Rechtfertigungsproblem von Wissensansprüchen institutionell einzuschränken suchen.¹⁰⁴ Wissensevolutionen sind kein fluider Prozess – vielmehr verweisen ausgeprägte Veränderungsschwellen des Wissens auf eigentümliche Resistenzen gegenüber Optionalität.¹⁰⁵ Als Wissen gilt mit eindrücklicher Kontinuität, worauf man sich verlassen will.

100 Vgl. Kuhn, Thomas S.: *The structure of scientific revolutions*. Chicago 2004. In der philosophischen Erkenntnistheorie gilt als prototypischer Revolutionär der Epistemologie Kant: vgl. Sandkühler: *Kritik der Repräsentation*, S. 36–40.

101 Vgl. Bachelard, Gaston: *La formation de l'esprit scientifique. Contribution à une psychanalyse de la connaissance objective*. 4. Aufl. Paris 1960.

102 Dies gilt v.a. im Bereich naturwissenschaftlich-technischer oder sozialwissenschaftlicher Erkenntnisbildung; vgl. dazu Breidbach, Olaf: *Neue Wissensordnungen. Wie aus Informationen und Nachrichten kulturelles Wissen entsteht*. Frankfurt a.M. 2008, S. 27 und 49f.

103 Dass Autorität in diesem Sinne zu Konstanten der Wissensstabilisierung gehört, belegt z. B. Shapin, Steven: *The scientific life. A moral history of a late modern vocation*. Chicago, London 2008.

104 Dies ist freilich nur eine Variante, um Rechtfertigung zu stabilisieren. Vgl. zum Diskussionsstand mit weiteren Forschungshinweisen Ernst: *Erkenntnistheorie*, S. 78–83.

105 Anders Fischer, Stephan M.: *Dynamisches Wissen. Die Einschränkung der Möglichkeit*. Weilerswist 2010, S. 291–300 und 327–330, pointiert auch S. 342, der den Möglichkeitshorizont von Wissen als offener Prozessdynamik betont. Gleichwohl beobachtet auch Fischer, dass Wissensformierungen auf Schließung, d. h. gerade der *Einschränkung* von Möglichkeit beruhen (z. B. S. 292), auch wenn diese Selektion wieder geöffnet werden kann. Auch in der literaturwissenschaftlichen Wissensforschung findet sich die Auffassung, Wissen bleibe auch unter den Bedingungen von Optionalität erhalten – eine Einschätzung, die jedoch eher Kunstverständnissen

(3.) *Form des Wissens.* Wissen ist nicht nur inhaltlich bestimmbar. Auch erschöpft es sich nicht in Evidenzerfahrungen uneinholbarer Anfänge. Häufig werden Wissenskonzepte auch mit besonderen Formen verbunden, die wiederum spezifische Funktionen übernehmen können. Analytisch orientierte Wissenstheorien in der Tradition der aristotelischen Logik konzentrieren sich in der Regel auf die Formen des definitiven Urteils oder des Syllogismus. Auch die Definition von Wissen als „wahrer, gerechtfertigter Überzeugung“ hat hier ihre Wurzeln.

Mit Blick auf historische Wissenskulturen erweist sich der Vorrang des definitiven Urteils jedoch als zu eng gefasst. Mindestens drei weitere Formaspekte lassen sich angeben, die in weiterem Rahmen abstecken, was und wie etwas als epistemisch erfahren werden kann.

(a) Zum einen gelten häufig solche kognitive Zustände als Wissen, die sich *sicher und dauerhaft* bewähren. So bestimmt etwa die stoische Erkenntnistheorie die Charakteristik von Wissen darin, gegenüber allen Einwänden und Zweifeln unerschütterlich zu sein: Wissen ist die „sichere, durch Argumente nicht zu erschütternde Erkenntnis“. ¹⁰⁶ Wissen in seiner höchsten Form – so formuliert Robert Grosseteste im Anschluss an Aristoteles – ist unveränderlich. ¹⁰⁷ Ebenso betonen mittelalterliche Enzyklopädien wie die *Etymologiae* Isidors von Sevilla, Wissen sei Wahrnehmung „cum certa ratione“. ¹⁰⁸ Stabilität wird zum zentralen Formmerkmal. ¹⁰⁹ In der gegenwärtigen Diskussion betonen vor allem reliabilistische Wissenskonzeptionen die Unerschütterlichkeit: Wahre Überzeugungen sind als Wissen zu akzeptieren, wenn diese zumindest auf verlässliche Weise gewonnen wurden. ¹¹⁰ Ob Wissen auf absoluten Gründen (Evidenzmodelle) beruht oder – wie der kritische Wissenschaftsrationalismus Karl Poppers postulierte – in seiner Tragfähigkeit stets neu zu testen und zu bewähren ist, scheint in dieser Hinsicht zweitrangig. Vorrangig durchzieht ein Stabilitätsmotiv die Diskursgeschichte des

der „Possibilität“ Rechnung trägt als den Wissenskonzepten selbst; vgl. z.B. Kellner u. Strohschneider: „Erzählen und Episteme“, S. 5.

106 Vgl. *Stoicorum veterum fragmenta*. Hg. v. Hans von Arnim. Leipzig 1905–1924, Bd. 3, S. 112.

107 Vgl. Robertus Grosseteste: *Commentarius in posteriorum analyticorum libros*. Hg. v. Pietro Rossi. Florenz 1981, S. 99, der Wissen als „comprehensio veritatis eorum que semper [...] uno modo se habent“ bestimmt.

108 Isidor von Sevilla: *Etymologiarum sive Originum libri XX*. Hg. v. Wallace M. Lindsay. Oxford 1911: „Scientia est, cum res aliqua certa ratione percipitur“ (2,14,2).

109 Zu Wissen als „cognitio certa“ vgl. auch Scotus: „Reportatio Parisiensis“, Bd. 22, S. 7 (Prologus, quaestio 1, articulus 1) im Anschluss an Aristoteles. Dies gilt noch für moderne Wissenstheorien, die allenfalls von temporärer Stabilisierung von Wissensansprüchen ausgehen; vgl. Wehling: „Grenzen der Erkenntnis“, S. 109 f.

110 Vgl. Baumann: *Erkenntnistheorie*, S. 64–77.

Wissens: Wissen ist irritationsfest – ist es dies nicht, so war es, retrospektiv betrachtet, kein Wissen.

(b) Wissen lässt sich nicht auf kontextfreie Propositionen, ideale Objekteigenschaften oder isolierte Bewusstseinszustände reduzieren – eher wird Wissen als komplexe *Kommunikationsform* in der Diskursgeschichte des Wissens entfaltet. Dies demonstrieren dialektische Methoden des Wissensgewinns ebenso wie begründungstheoretische Modelle, die auf Rechtfertigung und Zustimmung abstellen: Wissbar ist nur, was auch bezweifelt werden kann, und beides involviert Kommunikation.¹¹¹

Wissenstheorie und Sprachtheorie sind daher nicht nur in antiken und mittelalterlichen Epistemologien engstens verzahnt. Nicht bloße Fakten, sondern erst die Verknüpfung von Namen, Aussagen, Ableitungen und Abhängigkeiten machen für Thomas Hobbes *science* aus;¹¹² nicht der bloße Sachverhalt, sondern die „Möglichkeit zum Dartun der Wahrheit“¹¹³ kennzeichnet nach Ludwig Wittgenstein die kommunikative Qualität des Wissens. Je nach Perspektive erhalten dabei „enquiring situations“ oder „commenting situations“ von Wissen jeweils größeres Gewicht: Auf Fragen nach Informationen oder auf Zweifel an der Wahrheit einer Äußerung reagieren Beweise, Erklärungen, Vorhersagen, Rechtfertigungen, Ableitungen und andere Formen.¹¹⁴ Wissen ist demnach weniger punktuell als vielmehr sequentiell verfasst, nicht bloß eine zweistellige Relation (Wissender – Gewusstes), sondern viel häufiger mehrstellig realisiert (Wissender – Gewusstes –

111 So z. B. William von Ockham: *Scriptum in librum primum sententiarum ordinatio. Prologus et distinctio prima*. In: *Opera philosophica et theologica. Opera theologica*. Bd. 1. St. Bonaventure 1967, S. 76 (Prologus, quaestio 2): „Dico quod propositio scibilis scientia proprie dicta est propositio necessaria, dubitabilis, nata fieri evidens per propositiones necessarias evidentes, per discursum syllogisticum applicatas ad ipsam“ („Ich sage, dass ein wissenschaftlicher Satz im strengen Sinne einen notwendigen Sachverhalt wiedergeben muss, bezweifelbar und mithilfe des syllogistischen Verfahrens beweisbar sein muss“). Auch im Kontext der aktuellen Debatte fordert entsprechend Köppe: „Literatur und Wissen“, S. 1–5, Modelle des literarischen Wissens im Rahmen eines Kommunikationsmodells zu formulieren.

112 Vgl. Hobbes, Thomas: *Leviathan*. Hg. v. Richard Tuck. 7. Aufl. Cambridge 2004, zusammenfassend S. 35 (1,5).

113 Vgl. Wittgenstein, Ludwig: *Über Gewißheit*. In: *Werkausgabe in acht Bänden*. Bd. 8. Hg. v. Gertrude E. M. Anscombe u. Georg H. von Wright. 11. Aufl. Frankfurt a.M. 2008, S. 168 (§243): „Ich weiß ...‘ sagt man, wenn man bereit ist, zwingende Gründe zu geben. ‚Ich weiß‘ bezieht sich auf eine Möglichkeit des Dartuns der Wahrheit“.

114 Für eine solche perspektivische Darstellung von Wissenskommunikation plädiert Ernst: *Das Problem des Wissens*, S. 114–125; zur Typologie von „enquiring“ und „commenting situations“ vgl. Hanfling, Oswald: „A situational account of knowledge“. In: *The Monist* 68 (1985), S. 40–56, insbes. S. 41f. Zu Wissen als akzeptiertem Ergebnis formulierter, begründeter und beurteilter Ansprüche vgl. auch Walton: „Knowledge and ignorance“.

Fragender/Zweifelnder/Prüfender/...) und dabei diastatisch über zeitliche, räumliche, mediale oder personale Differenz gespalten.

(c) Häufig wird solche Wissenskommunikation in *Grenzsituationen des Begründens* angesiedelt. Mag Wissen auch permanent in Kommunikation mitlaufen, so werden Begriffe, Wahrnehmungen und Effekte des Wissens meist erst dann relevant, wenn besondere Stabilisierung gefordert ist.¹¹⁵ Als solche Grenzen erzeugt Wissen asymmetrische zweiseitige Formen: Antike Epistemologien von den Vorsokratikern bis zur stoischen Urteilstheorie bestimmen den Kern ihrer Wissensbegriffe als Kenntnis von Grundprinzipien (ἀρχαί), die selbst nicht hinterfragt werden können. Zu wissen heißt, den natürlichen, logischen oder historischen Aufbau der Welt von ersten Ursachen her zu entwickeln, von denen ausgehend sich Begründungsnetze über die physische, vernünftige oder geschichtliche Welt spannen lassen. Ihre Ankerpunkte jedoch stehen nicht zur Disposition.

Auf der einen Seite fußt Wissen also auf notwendigen Gründen, die alternative Ansatzpunkte für Kommunikation bereitstellen. Auf der anderen Seite besteht Wissen darin, an solche Gründe vielfältige Ableitungen anschließen zu können, kurz: Begründungen bilden zu können. Aristoteles zufolge verfügen wir erst dann über eigentliches Wissen von einem Sachverhalt, „wenn wir von der Ursache glauben Kenntnis zu besitzen, aufgrund derer die Sache besteht [...], und dass sie sich nicht anders verhalten kann.“¹¹⁶ Alles Wissen beruht jedoch für Aristoteles auf unhinterschreitbaren Annahmen, die letztlich unbeweisbar sind.¹¹⁷

Wissen formt demnach eine epistemische Grenzsituation aus:¹¹⁸ Es unterscheidet über die Figur des notwendigen Grundes eine Außenseite, die Kontingenz ausschließt, von einer Innenseite, die Anschlussmöglichkeiten für Kommunikation vervielfältigt (Ableitungen, Konkretisierungen, Anwendungen und andere Antwortmöglichkeiten ermöglicht). Fluchtpunkt solcher fundamentalen Asymmetrisierung ist die Totalitätsidee des Weltwissens – die Annahme eines stabilen epistemischen Horizontes für Kommunikation, der nicht wiederum seinerseits

115 Dies begründet selbst die positivistische Entgrenzungsrhetorik von Wissensprogrammen seit dem 17. Jahrhundert, die umgekehrt gerade unendliche Wissbarkeit betonen: Francis Bacon sieht bekanntlich keine prinzipiellen Wissensgrenzen, die Natur ist prinzipiell entzifferbar – eine Position, die noch von Max Weber und dem Wiener Kreis vertreten wird; vgl. dazu Wehling: „Grenzen der Erkenntnis“, S. 90f.

116 Aristoteles: *Zweite Analytik. Analytica Posteriora. Griechisch – Deutsch. Griechischer Text nach W.D. Ross*. Hg. v. Wolfgang Detel. Übers. v. Wolfgang Detel. Hamburg 2011, S. 7 (71b). Aristoteles beschreibt an dieser Stelle die Form des wissenschaftlichen Beweises (ἀπόδειξις).

117 Vgl. Aristoteles: *Zweite Analytik*, S. 13 (72b).

118 Vgl. hierzu die Beiträge in Wengenroth, Ulrich (Hg.): *Grenzen des Wissens – Wissen um Grenzen*. Weilerswist 2012.